Österreichisch-Ungarische Revue

Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

33. Band 1905

2. Heft

Dichtkunst.

1. Gedichte. Von Heinz Tomaseth, Wien. — 2. Auf den Trümmern Salonas. Von Camillo V. Susan. Brunn am Gebirge. (Schluß.)

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Besprechungen und Notizen: O. Criste, Feldmarschall Johannes von Liechtenstein. Herausgegeben von der Gesellschaft für neuere Geschichte in Wien. In Kommission bei L. W. Seidel & Sohn, Wien, 1905; Dr. Karl Wotke, Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias. (30. Band der „Monumenta Germaniae Paedagogica".) Berlin, A. Hofmann & Komp., 1905. Von Dr. Karl Fuchs. — Berta v. Suttner, Briefe an einen Toten. Siebente Auflage. Dresden, 1905. E. Pierson. Von Karl Huffnagl.

Goethe über Schelling.

Von Adolf Prack, Purkersdorf.

Nach den Wandlungen in Goethes philosophischem Bildungsgange, welche in etwa drei Zeitperioden, unter einem gewissen Eklektizismus, nach verschiedenen Hauptrichtungen sich wendeten, daher auch verschieden überschrieben wurden, durfte der Zusammenhalt des Ganzen seiner Philosophie, welche Heterogenes und Schwerverträgliches zu einigen oder zu versöhnen strebte, manchem Zweifel und Streit unterliegen, zumal, als Tendenzschriften die darüber schwebende Dunkelheit noch zu verstärken geeignet sind.

Es tritt uns kein neues Unternehmen entgegen, wenn wir bemerken, wie Goethe, der vermöge seiner Vielseitigkeit überall die Hand zu bieten scheint, für einen zum voraus fertigen Schluß dienstbar werden soll. So hat eine von der Wiener Wochenschrift, „Die Wage" (Nr. 31 und 32 von 1898), gebrachte Skizze über Goethes Stellung zum religiösen Problem hervorgehoben: „daß sein Spinozismus durch Schellings Naturphilosophie in zeitgemäßer Form wieder auflebte", was dem Verfasser[1]) darum wichtig erschienen sein mag, weil er „die Grundlinien unseres (d. h. seines) Weltbildes seit dieser lebendigen Erneuerung Spinozas noch für unverändert" ansieht.

Nun aber wissen wir, daß die von Goethe anfangs mehr begünstigte Richtung Schellings auf die später von diesem selbst liegen gelassene Naturphilosophie in ihrem Verlaufe nicht geglückt ist, daher schon aus Abgang ihres Weiter- und Ausbaues die Erwartungen Goethes nicht befriedigen konnte; wir wissen, daß Schelling

---

[1]) Professor Friedrich Jodl.

als Autor seiner Naturphilosophie (1779 bis 1799) selbst noch nicht Spinozist war und es später nur eine Zeitlang geblieben ist; wir wissen, daß man zur Ehre des Goetheschen Naturstudiums nachweisen kann, wie er sich darin von den Phantastereien Schellings und seinem erträumten Werdegange der Welt ferngehalten hat. Jene Werke der Naturphilosophie waren nicht gediehene Kinder der Großmanns- oder Geniesucht, die kein Alter erreichen konnten.

Ist das zeitweilige Zusammengehen beider Denker und Dichter, ihre anfängliche Übereinstimmung in gewissen Grundideen fast ebenso bekannt, wie Schillers Einfluß auf Goethe, so fehlt doch unseres Wissens eine thematische Erörterung ihres philosophischen Auseinandergehens.

Obschon dessen notwendiges Vorschreiten hier nicht erschöpfend behandelt werden soll, so dürfte doch die Skizze schon zur Einsicht in das Zunehmen der Differenzen verhelfen, welche zwischen beiden immer deutlicher hervortraten.

Zu diesem Ende wollen wir erstlich die eigenen Äußerungen Goethes über die einzelnen Schriften Schellings vorführen und sie dann durch einige philosophische Wahrsprüche, denen wir uns im Parteienstreite in der Hauptsache angeschlossen haben, kurz ergänzen.

Mit dem für weitere Leserkreise, die sich Zeit nehmen, einen Blick auf die philosophischen Ringkämpfe zu werfen, gemachten Bezügen dürfen wir uns kein Verdienst anrechnen. Kann sich ja jedermann bald überzeugen, daß heute Schelling nicht mehr unser Führer und Lehrer sein kann und ebensowenig überall ein verläßlicher Ausleger Goethescher Ideen blieb, als man ihn, unbeschadet seiner ästhetischen und philosophischen Verdienste, unter die sorgfältig und gewissenhaft vordringenden, selbständigen Denker zählen dürfte; daher er auch von Schopenhauer mit Fug und Recht nur unter die Eklektiker eingereiht wurde. (Parerga und Paralipomena, Anhang S. 26.)

Um jedoch über diesen Geist, seine Entwicklung und die Dauer seines Einflusses etwas abzusprechen, genügt es nicht, seine Werke nachdenklich gelesen und sich darüber in den großen Werken der Geschichte der Philosophie und Literatur Rats erholt zu haben, man muß auch sein Leben, seinen philosophischen und freundschaftlichen Briefwechsel kennen; man muß wenigstens die Hauptschriften seiner Schüler, Anhänger und Verteidiger (wie Heinr. Steffens,

Eschenmayer, Baader, Nees von Esenbeck, Hubert Beckers, Konstantin Frantz, Karl Steffensen, Christ. Fried. Krause, Dr. Otto Pfleiderer, Dr. Artur Drews), so gut, wie die seiner Gegner J. G. Fichte, Joh. Fried. Herbart, Ludw. Feuerbach und Artur Schopenhauer in den betreffenden Teilen; die seiner Kritiker Karl Rosenkrantz, Dr. J. Frauenstädt, Kuno Fischer; insbesondere die eingehenden Werke von Ludwig Noack (Schelling und die Philosophie der Romantik) und „Die romantische Schule" von Rudolf Haym gewürdigt haben; man darf auch den Stand der Naturwissenschaften zur Zeit Schellings und ihre seither gemachten Fortschritte nicht unberücksichtigt lassen.

Um das Erblassen des blendenden Ruhmes von Schelling ganz zu verstehen, sei es uns gestattet, auf einige Vorgänge aus seinem Leben und Streben und auf die günstige Mithilfe von Verhältnissen kurz zurückzukommen, durch welche der idealistische Naturphilosoph, der Freund Goethes, Schillers, Humboldts und vieler anderer der Apostel der Romantik als philosophischer Erlöser von seiner Zeit auf den Schild erhoben und getragen — in seiner herrscherischen Haltung erstarkt, in seinem hochgespannten Selbstgefühle verwöhnt, zu den äußersten Überhebungen sich verleiten ließ, so daß er von Andersdenkenden und Widersachern, aber auch von Männern, die viel größer waren als er, nur im Tone der Geringschätzung und Verachtung redete und ungerecht gegen sie wurde.

So kam es denn unter wachsender Empörung gegen den Gefeierten zu jenen Rückschlägen, welche von den eben genannten Gegnern, ganz besonders von Ludwig Feuerbach und Artur Schopenhauer, der sich überhaupt sein Leben lang aus der „Züchtigung der Professoren der Philosophie" ein grimmiges Vergnügen machte, mit solcher Wucht und Ausdauer geführt wurden, daß eine zusammenstellende Auslese dieser galligen Zensuren Überdruß erwecken müßte. Die von uns zu bringenden Wahrsprüche anderer berühmter Gegner, sachlich und kurz gemessen, werden nichtsdestoweniger eine einschneidende Zeichnung von Schellings Philosophie enthalten.

Goethes Interesse für Schelling war bekanntlich durch die „Ideen zur Naturphilosophie" erregt und durch die anstatt des zweiten Teiles dazu, im Jahre 1798 zu Hamburg gedruckte Schrift: „Über die Weltseele" befestigt worden.

Im Mai 1798 hatte sich Schelling dem Dichter persönlich vorgestellt, worauf Goethe bei dem ihm befreundeten Geheimrate Ch. G. von Voigt mit dem Schreiben vom 27. Juni 1798 die Berufung Schellings zum philosophischen Lehramte in Jena befürwortete: „Damit dieser auf Erfahrung und Versuche und ein offenes Studium der Natur hingeleitet würde und mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr sich bekannt machen möge.“ Gleichzeitig übersendete Goethe dem Geheimrate ein Exemplar von Schellings „Weltseele“ zum Geschenk. Nachdem der Herzog zu Sachsen-Weimar ein dem Vorschlage entsprechendes „Reskript“ erlassen hatte, schickte Goethe das Anstellungsdekret mittels eigenhändigen Briefes vom 7. Juli 1798 an den erst 24 Jahre alten Schelling, welcher in Jena zuerst neben Fichte lehrte und im Jahre 1799 dessen Stelle erhielt, nachdem Fichte wegen seiner Unbeugsamkeit abgesetzt, die Stadt verlassen mußte. Schelling war in Goethes Hause ein gern gesehener Gast, verkehrte auch mit Schiller und schloß sich an die Stimmführer der romantischen Schule: Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, Schleiermacher, Heinrich Steffens und andere an.

Für mehrere von Schellings folgenden Schriften zeigte Goethe noch weiter lebhaftes Interesse. Da er jedoch als Dichter der äußeren Anschauung nicht entbehren wollte und zur Erklärung einzelner Begriffe und Ausdrücke der fremden Nachhilfe bedurfte, wie er in seinem Aufsatze: „Einwirkung neuerer Philosophie“ selbst erwähnt, so blieb er, in Ablehnung aller Übergriffe der Spekulation und des abstrakten Idealismus, fest bei seiner eigenen Denkart. Deshalb vernehmen wir in seinen Äußerungen über Schellings Schriften sehr bald den Vorbehalt eines noch mehr eindringenden Studiums oder allfälliger Einwendungen.

Wie er selbst nie imstande gewesen wäre, gleich Schiller eine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zu produzieren, oder in philosophischer Arena der Schrift F. H. Jacobis: „Von den göttlichen Dingen“ entgegenzutreten, was sohin Schelling zu seiner Freude vollbrachte, so erhielt er im Bewußtsein dessen, was ihm abging, vor großen Philosophen, den gehörigen Respekt und zu einem, dessen philosophisches Talent ihn hoffen ließ, daß er seine auf Einzelnbeobachtungen gewonnene Grundsätze wie in einem Brennpunkte sammeln und zu lebendiger Einheit zusammenschließen und erheben werde, ein gewisses Zutrauen. Schelling rechtfertigte

es insofern, daß er Goethesche Ideen in seiner Weise verarbeitete, dessen Intuition in Spekulation umsetzte und nach Goethes Beispiele Analogien und dichterische Hebel verwendete; — insofern aber nicht, als er es bei dem öfteren Wechsel seiner philosophischen Standpunkte und Grundlagen niemals zu einer systematischen Zusammenfassung bringen konnte, sondern ganz unmethodisch, ja ganz desultorisch verfuhr.

Karl Rosenkrantz[2]) wirft ihm sogar vor, daß er die subjektive Ableitung des Begriffes „Natur" nie überwinden konnte.

Ähnliches äußert, wie wir hören werden, Fichte über Schellings Behauptung des Monismus von Stoff und Geist, weil solcher Monismus in der Tat nur einen verkappten Dualismus in sich begreift.

Dem großen Goethe hat Schelling nicht nur persönlich eine fast abgöttische Verehrung bezeigt, sondern sie auch propagiert und noch in der Trauerkundgebung für das ganze deutsche Volk mit seinem am 28. März 1832 dem dahingeschiedenen Goethe in der königlichen Akademie zu München gewidmeten Nachrufe an den Tag gelegt. Beide Denker vereinte ja stets die gleiche Begeisterung für die Künste und eine ausgesprochene Neigung zur Mystik. Goethe spricht z. B. sogenannten „Erweckungen und Aperçus wissenschaftlichen und poetischen Wert und Gewahrwerden moralischer Kraft zu, die im Glauben ankert"[3]), und Schelling preist „das geheime, wunderbare Vermögen, sich auf sein Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige anzuschauen, als die innerste, eigenste Erfahrung."[4]) Die beiden Denker vereinte auch die gleiche Überzeugung, „daß der Glaube ein notwendiges Ingrediens der Philosophie sei."[5]) Die Überzeugung von der Hegemonie der Kunst hat Schelling schon mit dem Grundsatze verkündet, „daß Kunst die einzige und ewige Offenbarung ist, die

---

[2]) Schelling. Vorlesungen gehalten von Karl Rosenkrantz im Sommer 1842 an der Universität in Königsberg. Danzig, bei Fr. Sam. Gerhard 1842, S. 49.

[3]) „Dichtung und Wahrheit" IV. T., 16. Buch. Siehe hiezu das Kapitel: „Okkultismus" in dem neuen Werkchen von Max Seiling: „Goethe und der Materialismus". Leipzig 1904, Verlag von Oswald Stutze.

[4]) Dessen Briefe über Dogmatismus und Kritizismus.

[5]) Schellings Münchner Vorlesungen. Zur Geschichte der neueren Philosophie. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. Artur Drews, Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 1902, S. 182 und Anmerkung 117.

es gibt, und das Wunder, das, wenn es auch nur einmal existiert hätte, uns von der Realität des Höchsten überzeugen müßte."

Die unversiegliche Kraft solcher Begeisterung hat er weiters in seiner mustergültigen Rede, „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur", gehalten am 12. September 1807, verewigt. Hier besonders legte er in die Sprache jene „dunkle Anmut," die ihm selbst ein Meister, Wilhelm Scherer, zuerkannte.

Goethe kennzeichnet seinen allgemeinen Standpunkt gegen Schelling in dem Briefe an Schiller vom 19. Februar 1802 noch mit folgenden Worten: „Seine (Schellings) große Klarheit bei der großen Tiefe finde ich sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht auf poetische Momente hoffte und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie und das wohl deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt, indem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jeder Sache die Anschauung haben muß."

Im Mai 1803 heiratete Schelling die von ihrem früheren Gatten A. W. Schlegel geschiedene Karoline Schlegel, verwitwete Böhmer, geborene Michaelis, nachdem auch Goethe, für den sie eine unbedingte Bewunderung behielt, die Scheidung gefördert hatte. Man hat sie auszeichnend die eigentliche Coeur dame der romantischen Schule geheißen.

Noch früher aber war Schelling mit der Literaturzeitung in eine neue Fehde geraten. Schon im Jahre 1800 hatte ihm dieses Blatt „aufdringliche Unkenntnis und Waghalsigkeit in der Heilkunde" vorgeworfen. Zur Genugtuung war ihm darauf über Röschlaubs Betrieb das Ehrendoktordiplom von der medizinischen Fakultät in Jena verliehen worden. Jetzt beschuldigte ihn dieselbe Zeitung, er habe durch ungeschickte Behandlung Auguste Böhmer, die Tochter seiner nachmaligen Gattin Karoline, getötet! — Dadurch war ihm unter anderem der Aufenthalt in Jena verleidet. Er nahm die Professur in Würzburg an und Goethe sendete ihm die begehrte Entlassung am 26. November 1803 mit dem Beifügen, daß er diese Beilage lieber wohl niemals abgeschickt hätte.

Unerachtet Schelling auf seine gegen die Studiendirektion gerichtete Beschwerde mit Schreiben des Grafen Thürheim vom 7. November 1804 „das gerechte Mißfallen Seiner kurfürstlichen Durchlaucht über die bewiesene Arroganz" eröffnet worden war, stieg sein Ansehen und sein Ruf immer höher. Nachdem er im Jahre 1806 von Würzburg nach München als Direktor der Kunst-

akademie und von da im Jahre 1820 wieder zum philosophischen Lehramte nach Erlangen übersiedelt war, berief ihn ohne sein Zutun im Jahre 1827 König Ludwig von Bayern zur neuen Lehrtätigkeit nach München. Im Herbste 1841 wurde er lediglich auf Anregung des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf die Lehrkanzel nach Berlin berufen, weil der König in ihm den Mann sah, „der die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus besiegen könne."

Nur ungern und erst nach wiederholten Verhandlungen willigte König Ludwig in seine Entlassung und ebenso ungern sah ihn der bayerische Kronprinz, dessen Lehrer in der Philosophie er gewesen war, aus Bayern scheiden. In Berlin erlangte Schelling den Rang eines geheimen Oberregierungsrates; aber wie seine Richtung in der Philosophie eine andere geworden war, so war allmählich auch der Zeitgeist ein anderer geworden, so daß er endlich ganz sich zurückzog und seine in Berlin gehaltenen religionsphilosophischen Vorlesungen selbst nicht mehr herausgegeben hat.

Wir wollen nun zunächst die eigenen Äußerungen Goethes über Schelling und dessen Schriften vorführen.

Schon gegen das Vorwalten eines überwiegenden Idealismus in der Naturphilosophie, mit welcher alle Vorstellungsreihen aus der Natur des endlichen Geistes erklärt, die Einheit von Natur und Geist aber erst „durch Forschung und Analyse ganz enthüllt werden sollte," fing in Goethe „der hartnäckige Realist" bald sich zu rühren an. Mit Bezug auf Schelling betonte er, „daß auch der Idealist mit anderen Vorstellungsarten nicht streiten soll, weil er von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen wird, so wenig, als man von außen her zum Geiste gelangt." — — „Was habe er (Goethe) von einer Idee, die seinen Vorrat an Phänomenen verkümmert?" — — — „daher er sich in seiner Sphäre halten will." (Briefe Goethes an Schiller vom 6. Jänner, 25. Februar und 11. Juni 1798.)

Über die von physischem Idealismus eingegebene und im Jahre 1798 in erster Auflage erschienene „Weltseele" hatte er zwar in seinen Annalen angemerkt, „sie habe bei ihrem Erscheinen sein höchstes Geistesvermögen beschäftigt; er habe sie in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert gesehen".

Es wäre aber irrig, wenn man annähme, Geist und Gehalt des Goetheschen Gedichtes „Weltseele" lasse sich auf Schellings gleichnamige Schrift zurückführen oder es sei von dieser der Anstoß zu

dem Gedichte ausgegangen. Des Dichters Wohlgefallen an der Schrift erklärt Viehoff allerdings aus seiner Sympathie für die Idee, daß der Geist in der Natur erst traumartig erstarrt, daß die Naturgesetze als Gedanken Gottes und das All-Leben wie ein Prozeß fortdauernder Weltbeseelung vorgestellt werden.

Sowohl die Erklärer der Goetheschen Gedichte, Viehoff und Düntzer, als auch die Herausgeber der Goetheschen Gespräche, Eckermann und Falk, stimmen jedoch darin überein, daß das Gedicht „Weltseele" schon vor dem Jahre 1798 bestand, ursprünglich mit „Weltschöpfung" überschrieben und in die geselligen Lieder eingereiht war. Düntzer meint, es habe als ein glücklich gelöster Traum zu gelten, etwa in der Art, daß auch einmal eine menschliche Monade auf das Treiben der Himmelswelt einwirkt.

Im höheren Alter hatte Goethe selbst von dem poetischen Aufrufe an der Tafelrunde eine kühlere Auffassung. Welch ein scherzhafter Aufruf, in welchem ein so ernster Grundgedanke durch schimmernde Gaukelbilder gezogen, optimistisch schwärmend abgetan, die Materie aber zum schaffenden Gotte wird!

Am 20. Mai 1826 antwortete er auf eine Anfrage Zelters: „Das Gedicht ist gut dreißig Jahre alt und stammt aus einer Zeit, als noch ein reicher, jugendlicher Mut sich mit dem Universum identifizierte, es auszuführen, ja hervorzubringen glaubte; — aber es könnte noch für manchen anregend und anleitend sein."

Als philosophischer Anfänger stellte Schelling zuerst noch bescheiden die Weltseele bloß als eine „Hypothese der höheren Physik" (er meinte damit seine spekulative Physik) vor, die zur Förderung der Naturerkenntnis in ihrer vom Niedrigsten zum Höchsten aufsteigenden Organisation dienlich sei. Nach dem Inhalte der Schrift wollte er die Natur als selbst gesetzgeberisch erfaßt und begriffen haben. Endlich verstieg er sich zur Verkündigung: „Von der „Weltseele" werde das künftige Zeitalter ohne Zweifel die Epoche einer ganz neuen Naturgeschichte rechnen." (!)

Wir zweifeln aber heute noch immer, ob ein Mensch schon in der Lage gewesen sei, die Natur so durch und durch zu kennen, um zwischen ihr und dem Geiste eine Gleichung sicherzustellen.

Die Weltseele hat überhaupt in der Philosophie niemals in dauerndem Kredit sich zu erhalten vermocht.

„Diese Vorstellungsweise (sagt Hermann Lotze im „Mikrokosmus") glaubt im begeisterten Ausspruche der Rätsel zugleich ihre Lösung gegeben, — sie ist schon so oft aufgetaucht, ohne einen Fortschritt zu erzielen; ihr neuester Ausdruck ist nur pomphafter als im Altertum."

Neuerlich hat auch Du Bois Reymond die Hypothese vom Standpunkte der Physik und Kosmologie verworfen, weil uns in dem Baue des Weltganzen jede Ähnlichkeit mit dem des menschlichen Gehirnes fehlt.

Auch Leibnitz, auf dessen Monadenlehre Goethe seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Existenz geistiger Wesen (Dämonen) stützte, hat sich ausdrücklich gegen den Bestand einer Weltseele erklärt. Bei ihm standen die stufenweise sich erhebenden Weltkräfte schon in den untereinander aufsteigenden Monaden fest; Sein Erkenntnisprinzip gründete sich aber auch auf die angeborenen Ideen.

Im Verhalten Goethes und Schellings zu Leibnitz entwickelte sich nun wieder eine wesentliche Trennung beider.

Goethe fand in der Monadologie nur eine Modifikation des Spinozismus.

Schelling hatte in den „Ideen zur Naturphilosophie" (Leipzig bei Breitkopf und Härtel, 1797, Einleitung S. 25) zuerst erklärt, daß er die Philosophie des Leibnitz wiederherstellen wolle. War ja jene Einheit von Stoff und Geist, die später in Schellings „Identitätsphilosophie" ihren vollkommensten Ausdruck fand, schon in der Monadenlehre niedergelegt worden. Später aber fand er, daß diese Lehre „einen ungenügenden Dogmatismus mit sich führe, welcher zwar die Körper idealistisch erklären soll, dabei aber nur in der Einbildung Dinge an sich annimmt, während die Dinge doch nur Geschöpfe oder Erzeugnisse eines Geistes sein könnten." Den Unterschied seiner Lehre von jener des Leibnitz statuiert er nun dahin, „daß er einen Gegensatz von Realen und Idealen bei ihrer Einheit behaupte, während Leibnitz diesen Gegensatz wieder ins bloße Ideale auflöst. Auch seien seine Urwesen keine abgeleiteten wie jene des Leibnitz." (Briefe Schellings an Georgii vom 18. Februar 1810 in Plitt: Schellings Leben in Briefen. Leipzig, Hirzel, 1869—1870, zweiter Band, S. 197—198.)

Mit dem Ende März 1800 zu Jena beendeten, in Tübingen verlegten „System des transzendentalen Idealismus", bis zu dessen

Abschlusse Schelling sich noch mehr mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt hatte, schließen auch jene Werke ab, die man gemeiniglich seine „Naturphilosophie“ nennt. — Nachdem er das System persönlich Goethe überreicht hatte, bekannte sich dieser gegen ihn in zwei Briefen vom 19. April und 27. September 1800 keineswegs zu einer so unbedingten Zustimmung, wie man aus den Briefen unter Verkürzung der betreffenden Stellen abgeleitet hat.

Diese lauten:

„Ob ich mir bloß schmeichle, den Sinn desselben (des Systems), soweit ich's gelesen, zu fassen, oder ob die Nähe, die ich zu dem Werke fühle, zu einer wahren Teilnahme, zu einer tätigen Reproduktion desselben sich steigern wird, muß die Zeit lehren; wenigstens glaube ich, in dieser Vorstellungsart sehr viele Vorteile für denjenigen zu entdecken, dessen Neigung es ist, die Kunst auszuüben und die Natur zu betrachten.“ — „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturbetrachtung losreiße und wie eine Monade auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umschweben mußte, habe ich selten einen Zug hier- oder dorthin verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, sowie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins allgemeine früher oder später zu bewirken hoffe und die um so reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart zu verbleiben genötiget bin. Die Einsicht in das System des transzendentalen Idealismus hat Herr Doktor Niethammer die Gefälligkeit mir zu erleichtern und so werde ich mir „die Deduktion des dynamischen Prozesses“ immer mehr aneignen können. Alsdann wird es Zeit sein, im einzelnen meine Beistimmung oder meine Einwendungen vorzulegen.“

Daraus läßt sich feststellen, daß Schellings „spekulative Physik“ dem Dichter und Denker Goethe, bei aller Geneigtheit zu einer neuen Art der Naturbetrachtung gegenüber den Gewohnheiten sinniger Beobachtung fleißig gesammelter Phänomene und des Weges der Induktion und Empirie, der schließlich zu immer reicheren Experimenten führt, — von dem Verdachte gewagter Kombination von Wissenschaft mit bestechenden Einbildungen nicht mehr frei erschien.

Wir erinnern uns, daß Goethe als die eigentliche Pflicht jedes Naturforschers sogar die „Vermannigfaltigung jedes einzelnen (physikalischen) Versuches“ gefordert hat.[6])

Allerdings war schon bei Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“, noch mehr bei seiner „Weltseele“ augenfällig, daß der Autor sich mit dem damaligen Stande der Naturwissenschaften vertraut gemacht hatte. Kam aber nebenher schon aus den „Ideen“ sein Wunsch zum Vorschein, die von seinem kritischen Scharfblick entdeckten wissenschaftlichen Lücken durch Annahme von Wahrscheinlichkeiten auszufüllen, so war dieser Wunsch in der „Weltseele“ und in dem „ersten Entwurf des Systems der Naturphilosophie“ (1799) zum Verlangen gewachsen. Da hatten zuletzt die abstrakten Folgerungen schon das Übergewicht über „die Berufung auf die Autorität der Tatsachen,“ ja wir lesen von „der Kritik der Übereilung einer in der Weltseele vorkommenden Folgerung, „daß das Licht die erste positive Ursache der allgemeinen Polarität sei.“[7])

Aus der Identität des Geistes und der Natur wollte Schelling das Problem lösen, wie Natur außer uns möglich sei, und dabei soll nur der logische Gehalt der Wirklichkeit a priori (d. i. denknotwendig und allgemeingültig), deren Inhalt nur a posteriori (aus Erfahrung) abzuleiten sein.

„Über die Natur philosophieren,“ sagt Schelling weiter, „heißt: die Natur schaffen.“

Darauf gibt's keine bessere Erwiderung, als was wir über diesen einseitigen Abweg bei Rudolf Haym finden: „Ein ungeheurer Irrtum war es, das abstrakte, recht eigentlich naturlose Schema des menschlichen Bewußtseins ohneweiters für ausreichend zu halten, um mittels seiner Übertragung auf die Natur deren Erscheinungen — nicht doch! Bruchstücke damaliger Naturkenntnis zu systematisieren, aus einer letzten Ursache abzuleiten, in einer unumstößlichen Reihenfolge anzuordnen.“[8])

Wenn also Schelling bei Darstellung des dynamischen Prozesses den Bildungsgang der Naturkräfte mit ihrer Wirkung und For-

---

[6]) In dem Aufsatze: „Der Versuch, als Vermittler von Objekt und Subjekt“

[7]) Karl Rosenkrantz loco cit. S. 66 und 79.

[8]) Rudolf Haym: „Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes“. Berlin. Verlag von Rudolf Gaerntner 1870, III. Buch, IV. Kap.

mation, mit den Besonderheiten ihres Zusammenhanges, mit der Abgrenzung ihres Wirkungsanteiles nach seiner Vorstellung wie eine auf Anschauung und auf Notwendigkeit ruhende, von ihm gemachte Erfindung vorführte, dann waren die in den oben angeführten Briefen Goethes einstweilen ausgesprochenen Bedenken sehr mäßig, ja schonend; denn für sich und für die Welt hat er sie dann ganz anders formuliert.

In dem Prosaspruche Nr. 795 deponierte er: „Die Natur hat sich soviel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können."

Im zweiten Monolog des ersten Aktes erkennt Faust:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben".

Damit war denn auch über Schellings „dynamischen Prozeß" der Stab gebrochen.

Die zum Begreifen der Entwicklung des Organischen von Goethe festgehaltene Idee der unsichtbaren Wirkung eines Typus war wohl auch von Schelling als begriffliches, die innere Natur der Gattung darstellendes Musterbild erfaßt und behandelt worden; aber Goethes Methode ging nach der Regel:

„Betrachtet, forscht, die Einzelnheiten sammelt,
Naturgeheimnis werde nachgestammelt".

Der Umstand, daß wir Schelling mit seiner Naturphilosophie auf einer falschen Straße gesehen haben, läßt uns nicht übersehen, wie bedeutend sein Eingreifen in die deutsche Philosophie gewesen ist. Wir gestehen auch ohneweiters zu, daß Schelling, Schleiermacher, Novalis und ihre Anhänger in der Geschichte der Philosophie einen ganz anderen Platz verdient haben, als beispielsweise Schellings Antipode Ludwig Feuerbach, dessen Theosophie in Atheismus umschlägt und als solche sich damit selber aufhebt, dessen Philosophie aber in groben Materialismus verlaufen ist. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß in Schellings Werken durch ihre Auffassung von Natur, Geschichte und Kunst noch mancher Entwicklungskeim liegt. Um das mit der Verwerfung seiner Naturphilosophie in Einklang zu bringen, braucht man nur anzuführen, daß selbst Goethe trotz mancher gegen Theorien und tote Wissen-

schaft getanen Ausfälle[9]) es auch an der Anerkennung ihres objektiven Wertes nicht hat fehlen lassen[10]) und daß wir bei ihm schon die Grundlinien für ein Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst antreffen, auf denen bis heute weiter gebaut wurde. Als ein Hauptergebnis dieser Annäherung und zeitweiligen Zusammentretens hebt H. St. Chamberlain die anerkannte Unterordnung der abstrakten Erkenntnis unter die anschauliche hervor.[11]) Die Anhänger Schellings haben darum an der Meinung festgehalten, daß eine weniger nach Realistik dürstende Zeit als die unsere seine Verdienste, besonders die theoretischen seiner Naturphilosophie, besser würdigen werde, und behaupten, daß er den Gipfel dieser Verdienste mit dem „transzendenten Idealismus" erreicht habe.

Zu Schellings Freunden sind aber jetzt noch die verschiedenen Größen der auf der Hochflut des Tages fahrenden „neuesten Romantik" (zu unterscheiden von der ihr etwas ähnlichen „Moderne") zu zählen.

Die erste, eine geistige Elite, welche wohl eher an Schellings „Philosophie der Mythologie und der Offenbarung" als an den Kirchenglauben der alten Romantik sich anschließt, hat ihren eigenen ästhetischen Katechismus. Gegründet und eingeleitet von wahren und echten Genien, brachte die neueste Romantik auch ein Gefolge von Epigonen der Kraftgenialität, des Sturmes und Dranges, das etwa mit einzelnen Schöpfungen durchschlug, in anderem aber sich wenig glücklich erwiesen hat.

Wie die neueste Romantik Schellings Bedeutung wieder zu schätzen weiß, davon gibt ein angesehener, ihr freundlich gesinnter Philosoph Zeugnis, indem er anführt, „daß Schellings Arbeiten bei allen empfindlichen Mängeln voll großer Aussichten und zündender Gedankenblitze, in Idee und Wort etwas Sprühendes und Funkelndes haben und daß im ganzen seiner Lebensarbeit eine große Erweiterung des geistigen Horizontes unverkennbar ist, wenn sie auch die Flüchtigkeit eines Meteors an sich hat."[12])

---

[9]) Vgl. 3. Abt. der Aphorismen über Natur, Nr. 849—862, Prosasprüche.

[10]) Vgl. z. B. Nr. 955, 956, 1054 Prosasprüche, dann Wanderjahre 1. Buch, Kap. 4, und 4. Buch, Kap. 14.

[11]) In seinem monumentalen Werke über Richard Wagner, S. 511, 512.

[12]) Rudolf Eucken: „Die Lebensanschauungen der großen Denker", Leipzig 1899 bei Veit und Ko., S. 426, 477 ff. — Die geistige Strömung der neuesten

Man nehme dazu, daß tieferer Einblick selbst bei Schellings brüskem und erbittertem Gegner, bei Schopenhauer, der von ihm in seiner ganzen Kontinuität abweicht, in den philosophischen Grundlinien wie in persönlichen Eigenschaften blutsverwandte Züge entdeckt hat. Als zwiespältige Naturen erhoben beide die geniale Intuition über alle Reflexion und Schlußfolgerung und hielten auch die Sehergabe sehr hoch; beide sind im Grunde Metaphysiker; Schellings intellektuelle Anschauung ist, wie Artur Drews sagt, nichts anderes als Schopenhauers intuitive Gewißheit; beide rücken das Philosophieren in die Nähe künstlerischen Betrachtens; ein romantischer und mystischer Zug, der an Novalis' magischen Idealismus erinnert, fehlt auch bei Schopenhauer nicht. (Vgl. Johannes Volkelt: Schopenhauer, Stuttgart, Frommans Verlag 1900, S. 5, 41, 52, 64, 134.) Dabei waren beide von starker Sinnlichkeit und Ruhmbegierde beherrscht.

Nach diesen Anerkennungen ist es Zeit, daß wir die schon in Aussicht gestellten Aussprüche zweier älterer Philosophen von hohem, untadelhaftem Charakter, denen bei der Nachwelt ein bedeutendes, ja geschichtliches Andenken gewahrt ist, über das Ganze der Schellingschen Philosophie nachtragen:

Romantik scheint mit Sentenzen Richard Wagners begonnen zu haben; sie empfing ein Ehrendiplom bei Friedrich Nietzsche schon im Schluße des Vorwortes an Richard Wagner zur „Geburt der Tragödie"; und in dem Aufsatze: „Richard Wagner in Bayreuth. Ferner stellte ihr Heinrich von Stein, Dozent der Philosophie in Berlin (1857—1887) ein Programm auf in der „Ästhetik der deutschen Klassiker" (Leipzig, Reclambibliothek Nr. 3090), welches vornehmlich auf Schillers ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes und auf das Modell dazu in Goethes Wilhelm Meister beruht. Die neueste Romantik fand Freunde in dem tiefgelehrten Houston Stewart Chamberlain, der diesbezüglich das erwähnte Werk über Richard Wagner, München, Bruckmann, 3. Aufl. 1904, und mit Heinr. Poske das Büchlein über Heinrich von Stein, München und Leipzig, Georg Müller 1905, herausgab; — in Rudolf Eucken, von dem, außer dem oben angeführten Buche noch: „Der Kampf um den geistigen Lebensinhalt", Leipzig bei Veit und Ko. 1896 dann Aufsätze über Karl Steffenson usw., in Hermann Siebeck: „Goethe als Denker", Stuttgart, bei Fromann 1902, Schlußkapitel. Oskar Ewald: „Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart", Berlin 1904, bei Hofmann und Ko. hieher gehören. — Chamberlain hat das Wesen der künstlerischen Weltanschauung bestimmt und erhoben; zugleich aber erkannt, daß der Künstler nur in einem sehr bedingten Sinne als Philosoph betrachtet werden dürfe (loco cit. 202, 507 ff.) und daß in derselben Person der Künstler vom Menschen zu trennen ist.

An dem glorreichen Denkmal, welches J. G. Fichte durch seine im Winter 1807 auf 1808 zu Berlin gehaltenen geist- und mutvollen „Reden an die deutsche Nation“ sich gegründet hat, kann man das Reliefbild einer kleinen Geißel angelehnt finden, deren Streiche damals — mit Verschweigung des Namens Schelling — dessen Naturphilosophie getroffen haben. Die schneidige Stelle entdeckt man am Schlusse der siebenten Rede in folgender Fassung: „In diesem Schatten (vom Schatten der Schatten) bleibt nun jene todtgläubige Seinsphilosophie, die wohl gar Naturphilosophie wird, befangen und fürchtet und betet an ihr eigenes Geschöpf. Dieses Beharren nun ist der Ausdruck ihres wahren Lebens und ihrer Liebe und in diesem ist dieser Philosophie zu glauben. Wenn sie aber noch weiter sagt, daß dieses von ihr als wirklich seiendes, vorausgesetzte Sein und das Absolute Eins sei und eben dasselbe, so ist ihr hierin, soviel sie es auch betheuern mag und wenn sie auch manchen Eidschwur hinzufügte, nicht zu glauben; sie weiß dieses nicht, sondern sie sagt es nur auf gut Glück hin einer anderen Philosophie, der sie dies nicht abzustreiten wagt, es nachbetend. Sollte sie es wissen, so müßte sie nicht von der Zweiheit, die sie durch jenen Machtspruch nur aufhebt und dennoch stehen läßt, als einer unbezweifelten Tatsache ausgehen und aus dieser die Zweiheit und mit ihr alle Mannigfaltigkeit verständlich und einleuchtend abzuleiten vermögen. Hiezu bedarf es aber des Denkens, der durchgeführten, mit sich selbst zu Ende gekommenen Reflexion. Die Kunst dieses Denkens hat sie teils nicht gelernt und ist derselben überhaupt unfähig — sie vermag nur zu schwärmen — teils ist sie diesem Denken Feind und mag es gar nicht versuchen, weil sie dadurch in der geliebten Täuschung gestört werden würde.“

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Wasserstraßen in Österreich.

Von Dr. Viktor Thiel. Wien.

(Fortsetzung.)

Die technischen Mittel, mit welchen man der prinzipiell anerkannten Notwendigkeit der Konzentration des Stromes oberhalb Nußdorf zu entsprechen suchte, standen indes in keinem Verhältnis zur Schwierigkeit der Aufgabe. Man begnügte sich nämlich, die gefährlichsten Ausartungen, des Stromes, wie die Schwarze Lacke, mit sogenannten „Fischerzeun“ zu verlegen, weshalb sich daher auch keine besondere Wirkung einstellen konnte. Intensiver arbeitete man dagegen auf eine Verbesserung des Donaukanals hin, einerseits durch eine allmähliche Fixierung der Ufer, allerdings nur mittels Holzbeschlächten, andrerseits durch eine Verkürzung des Unterlaufes mittels eines Durchschnittes beim Erdbergermais im Jahre 1726.

So bewegte sich unter Karl VI. die Bautätigkeit an der Donau bei Wien im ganzen in einem noch immer recht bescheidenen Rahmen. Weitaus gründlicher und energischer wurde unter seiner Nachfolgerin Maria Theresia das Regulierungsproblem angefaßt. Da die Kaiserin den Ehrgeiz hatte, Österreich nicht hinter anderen europäischen Staaten, besonders Frankreich, Preußen und Holland, zurückstehen zu lassen, in welchen auf Herstellung neuer Wasserstraßen große Fürsorge verwendet wurde, wurden die alten Kanalprojekte wieder hervorgeholt; der Plan eines Donau-Moldaukanals tauchte wieder auf und stand in den Jahren 1762—1772 in Verhandlung; die Kaiserin war geneigt, ein von Albert Freiherrn von Sterndahl vorgelegtes Projekt einer Verbindung der Donau mit der Moldau — Sterndahl wollte die Feldaist bis Freiberg schiffbar gestalten

und im Anschlusse eine Landstraße bis Budweis herstellen — trotz des Kostenaufwandes von 20 Millionen Gulden verwirklichen zu lassen; doch der mit der Begutachtung des Projektes betraute Oberst Brequin sprach sich gegen dasselbe mit Rücksicht auf die Kostspieligkeit und Schwierigkeit des Unternehmens aus. Im Jahre 1764 errichtete Maria Theresia in Prag eine Navigationskommission, welche 1770 in die Navigationsbaudirektion umgestaltet wurde; eine solche wurde 1770 auch in Wien organisiert, deren Leitung der Exjesuit Josef Walcher erhielt. Besondere Sorgfalt wurde der Beseitigung der Schiffahrtshindernisse auf der österreichischen Donau verwendet; so wurde 1777 mit der Sprengung der Felsen bei Grein begonnen. Große Kühnheit und Energie entfaltete man aber in der Behandlung des ausgearteten Stromes bei Wien.

Den unmittelbaren Anlaß zur Regulierung bildeten wieder die Hindernisse, welche die Versandung des Donaukanals der Schiffahrt bereitete. Eine neue schwierige Komplikation der Frage ergab sich jedoch durch den Umstand, daß die damals lebhafter gewordene Entwicklung der tiefer gelegenen Vorstädte Wiens den Schutz derselben gegen die Überschwemmungen der Donau erforderte. Es standen sich so zwei verschiedene Interessenstandpunkte einander gegenüber, welche sich miteinander in mehrfachem Widerspruche befanden, so daß von da an die Geschichte der Strombauten nächst Wien die eines ununterbrochenen, offenen und versteckten Kampfes der verschiedenen Interessen war. So manchen Bauten, durch welche der Schutz der Vorstädte gegen Hochwässer am schnellsten, sichersten und mit den verhältnismäßig geringsten Kosten zu erzielen gewesen wäre, so durch den gänzlichen Abbau des Wiener Donaukanals, wie er wiederholt angeregt wurde, das letztemal im Jahre 1890, oder durch Ablenkung des Hauptstromes gegen das Marchfeld, stellten sich die öffentlichen Rücksichten des Schiffahrtsverkehrs und der Approvisionierung Wiens sowie der Sicherheit der Marchfeldbewohner gebieterisch entgegen. In diesem Widerstreite mußte das lokale Interesse gegenüber dem allgemeineren der Verkehrsrücksichten stets im entschiedenen Nachteile bleiben.

Im Jahre 1767 wurde der als Hydrotechniker damals hervorragende Kommerzialrat Fremaut aus Triest nach Wien berufen, um eine Räumung des Donaukanals von Nußdorf bis in den Prater vorzunehmen. Er hielt indes diese Maßregel allein nicht

für ausreichend und drang auf eine gründliche, allen Interessen gerecht werdende Behandlung der Frage. Als Ziele einer Regulierung der Donau bei Wien bezeichnete er zwar in erster Linie die Schiffbarkeit des Wiener Donaukanals, in zweiter aber auch die Sicherung der nieder gelegenen Vorstädte Wiens, sowie des Marchfeldes, Ziele, zu deren Erreichung er ein kompliziertes Regulierungssystem vorschlug. Zur Erhöhung des Wasserzuflusses in den Kanal wollte er in energischer Durchführung des Prinzips der Zusammenfassung des Stromes oberhalb der Kanaleinmündung in ein einziges Rinnsal einen Damm am linken Donauufer von Tuttendorf bis gegenüber Nußdorf bauen, welcher gleichzeitig auch dem Schutze des Marchfeldes dienen sollte; die Kanaleinmündung bei Nußdorf wollte Fremaut kassieren und einen neuen Kanal vom Fahnstangwasser aus durch die Brigittenau graben, welcher bei der Roßauerlände wieder in den alten Kanal münden sollte; zur Regulierung des Zuflusses beabsichtigte er Schleusen zu errichten, eine bei der Einmündung des Kanals, welche auf 86 Fuß, also $^2/_3$ ihrer früheren Breite eingeschränkt werden sollte, die zweite bei der Schlagbrücke; durch die Wirkung der Schleusen hoffte Fremaut den Wasserstand des Kanals $3^1/_2$ Fuß höher als vordem der niederste Wasserstand halten zu können.

Die Kosten der gesamten vorgeschlagenen Bauten berechnete Fremaut auf 650.000 fl.; überdies verlangte er noch die Beistellung von 3500 Soldaten zur Aushebung des neuen Kanals und zur Vertiefung des alten Kanalbettes, soweit dieses erhalten bleiben sollte.

Schon waren die Vorbereitungen zur Ausführung des Projektes getroffen, als die Kaiserin Maria Theresia in ihrem Entschlusse wieder wankend wurde; sie fand den Plan Fremauts doch zu kostspielig und hinsichtlich seines Erfolges zu gewagt; eine einfache Räumung des Kanals schien ihr nicht nur billiger zu sein, sondern auch geringeren Bedenken zu unterliegen; sie ordnete daher die neuerliche Beratung des Projektes unter Beiziehung des Obersten Brequin, des Abbés Marci und des Hofmathematikers Nagl an.

Das Ergebnis der Verhandlungen erlebte Fremaut nicht mehr; er starb im Jahre 1768.

Die Kritik, welche sein Projekt erfuhr, war eine geteilte; von der einen Seite wurde ihm Lobpreisung zu teil, von der anderen

scharfe Verurteilung. Sowohl Brequin als Marci waren mit dem Plane Fremauts, welchen ersterer ein hydrotechnisches Meisterstück nannte, im wesentlichen einverstanden. Dagegen äußerte der Hofmathematiker Nagl gegen das System Fremauts schwere Bedenken: durch die Konzentration und Einschränkung des Stromes ober Nußdorf, sowie durch die Errichtung hoher Dämme sei eine Aufstauung des Stromes und für den Fall, als die Dämme bei Hochwässern ihren Dienst versagten, eine Katastrophe zu befürchten, wie man sie ihresgleichen noch nicht gehabt hätte.

Da die Sachverständigen sich nicht einigen konnten, wurde im Februar 1769 der Ingenieur von Hubert, welcher im Dienste der ungarischen Hofkammer in Preßburg bei der Regulierung der Donau daselbst in Verwendung stand, nach Wien berufen und den Verhandlungen über das Projekt Fremauts beigezogen. Hubert war bereits mit dem Gegenstande wohlvertraut, da er mit Fremaut eng befreundet und in regem Gedankenaustausch über das Projekt gestanden war; er konnte daher schon am 14. März 1769 der Ministerialbankodeputation sein Gutachten überreichen, in welchem er in wesentlichen Punkten den Plan Fremauts guthieß, in anderen jedoch verwarf. Hubert ging von dem Grundsatze aus, daß es hauptsächlich darauf ankomme, den Donaukanal zur Vertiefung seines Bettes aus eigener Kraft zu befähigen, ein Ziel, welches nur durch die Regulierung des Stromes ober Nußdorf zu erreichen wäre. Unter einem regulierten Strome verstand er aber einen solchen, „dessen beiderseitige Uffer gleich weit aus einander gesetzt sind, dessen Wasser in einem Bett beysammen ohne Inseln und Sandbänk sich befindet und worinnen gar kein Gegenschwall oder Wirbel anzutreffen". Der von Fremaut vorgeschlagene Damm am linken Stromufer fand daher auch seinen Beifall, er wollte jedoch auch noch eine Reihe kurzer Sporne vom Damme gegen den Strom zu senkrecht abzweigen lassen, um hiedurch den Abbruch des linken Ufers zu verhüten und den Stromstrich gegen das rechte Ufer der Mündung des Kanals zu zutreiben, welcher durch die vermehrte Strömung von den Untiefen und Sandbänken befreit werden sollte. Die Anlage eines neuen Kanalbettes und die Errichtung von Schleusen hielt er für überflüssig und nicht zweckentsprechend; der Vorteil der Schleusen, den Kanal trocken legen und so bequem reinigen zu können, werde illusorisch gemacht durch den Nachteil, daß eine solche Räumung um so häufiger vorgenommen werden müsse. Zum Schutze der

Leopoldstadt und Roßau wollte Hubert Dämme entlang dem Kanale und dem Fahnstangwasser anlegen.

Wie man sieht, nahmen die Vorschläge Huberts den Plan Fremauts im großen und ganzen wieder auf, wichen aber auch in mehrfacher Hinsicht von ihm so bedeutend ab, daß sie sich doch als ein neues, selbständiges Projekt darstellten.

Trotz der im allgemeinen günstigen Beurteilung des Hubertschen Projektes durch die Sachverständigen vergingen mehrere Jahre, bevor es die kaiserliche Sanktion erhielt, da die Kühnheit und die Kosten des Unternehmens zu keinem Entschlusse kommen ließen. Erst als der Erfolg mehrerer, von Hubert probeweise ausgeführten Wasserbauten zu seinen Gunsten sprach, befahl die Kaiserin am 17. August 1776, die Regulierung der Donau von Klosterneuburg bis zur Kanalmündung bei Simmering nach den Vorschlägen Huberts durchzuführen. Der Bau der Regulierungswerke fiel bereits zum großen Teile in die Regierungszeit Josef II.

Kaiser Josef II., dem Ziele seiner Politik entsprechend, aus dem österreichischen Länderkonglomerate einen gleichförmig eingerichteten, straff zentralisierten Einheitsstaat zu schaffen, entwickelte eine überaus reiche Tätigkeit auf dem Gebiete des Verkehrswesens; in den wenigen Jahren seiner Regierung entstanden eine Reihe für den Handelsverkehr sehr wichtiger Straßenzüge. Die tatkräftige Initiative des Kaisers wirkte belebend und befruchtend auf den Unternehmungsgeist ein und gab den Anstoß zu einer Reihe von Projekten, welche auf die Verbesserung der natürlichen und auf die Anlage neuer Wasserstraßen abzielten.

So schlug 1784 der Olmützer Universitätsbibliothekar Joh. Alois Hanke einen Donau-Oderkanal vor, worüber er über Auftrag des Kaisers eine ungedruckt gebliebene Abhandlung verfaßte, und 1786 projektierte ein französischer Hydrauliker F. J. Maire ein ganzes System von Kanalanlagen mit dem Zentrum Wien; so einen Kanal von der Donau zur Adria, ferner einen solchen zur Elbe, Oder, Weichsel und zum Dniester, den Inn wollte er mit der Etsch verbinden usw. Im Jahre 1789 ließ Fürst Schwarzenberg durch den Ingenieur Rosenauer einen Holzschwemmkanal von der Moldau zur Mühl herstellen, wodurch die Donau mit der Moldau tatsächlich verbunden erscheint.

Eine besondere Sorgfalt widmete Kaiser Josef II. dem Donaustrome als der nach dem Balkangebiete und nach dem Oriente füh-

renden Handelsstraße und mit bewunderungswürdigem Eifer und gespanntem Interesse verfolgte er die Durchführung des großen Regulierungswerkes bei Wien. Zu wiederholten Malen fand er sich an Ort und Stelle ein, um sich über die Bauten und die Stromverhältnisse durch eigenen Augenschein zu informieren und seine Entschließungen über die ihm vorgelegten Anträge und Berichte tragen ein durchaus persönliches Gepräge und bekunden ein selbständiges, auf einer vollkommenen und umfassenden Beherrschung des Gegenstandes gegründetes Urteil.

Im Jahre 1784 war das Regulierungsprojekt Huberts, insbesondere der Damm am linken Stromufer, im wesentlichen vollendet. Schwere Bedenken mußte es erregen, daß seit 1784 in rascher Aufeinanderfolge ungewöhnlich starke Überschwemmungen stattfanden, durch welche die an der Donau gelegenen Vorstädte Wiens hart betroffen wurden. Die Bewohner derselben schoben die Schuld auf die Bauwerke Huberts und baten den Kaiser, Vorkehrungen zu ihrem Schutze zu veranlassen. Um den Wasserzufluß in den Donaukanal zu verringern, wollte Hubert einen Einschränkungsbau beim Nußdorfer Vorkopfe anbringen. Dieses Werk war in der Ausführung begriffen, als im Herbste 1787 ein Hochwasser eintrat, welches zu einer Katastrophe für Wien, noch viel mehr aber für das Marchfeld wurde. Es hielt nämlich der 18 Fuß über den Nullpunkt errichtete Damm am linken Donauufer den Fluten nicht stand; er wurde überstiegen und an 14 Stellen durchbrochen, am gründlichsten aber an jener Stelle zerstört, wo er über die Schwarze Lacke führte, infolgedessen die Wogen verheerend in das Marchfeld eindrangen.

Die öffentliche Meinung und überwiegend auch das Urteil der Fachmänner verurteilte den Erbauer des Dammes, Hubert, daß er den Damm zu nahe an den Strom gebaut und diesen zu sehr eingeengt habe.

Auch Kaiser Josef teilte die Meinung, daß der Strom zu sehr eingeschränkt worden sei und er ordnete daher an, daß der Damm nicht wieder aufgebaut werden dürfe, „weil er nichts tauge"; dagegen solle ein neuer Damm von der Höhe der Hornerstraße bei Stockerau angefangen bis an die March bei Schloßhof dem Strome entlang, jedoch in einer solchen Entfernung von demselben geführt werden, daß ein nach den bisherigen Erfahrungen ausreichendes Gebiet zur Ausbreitung seiner Hochwässer verbliebe. Die neue Trasse be-

fahl der Kaiser sogleich auszustecken und er persönlich nahm sie in Augenschein. Da jedoch die Marchfeldgemeinden die von ihnen zu leistende Hand- und Zugrobot verweigerten, gebot der Monarch, den Bau zu unterlassen. „Ich bin weit entfernt," erklärte er, „meinen Untertanen einen Zwang anzulegen, sondern will dieses unangenehme Geschäft der Donau ganz allein überlassen und soll also, bis diese Ortschaften darum nicht einkommen, die ganze Arbeit unterbleiben." Der überraschende Wechsel im Verhalten des Kaisers illustriert treffend die Sprunghaftigkeit seines Wesens, welche auch seine begeistertsten Lobredner nicht in Abrede stellen können. „So rasch, energisch, man kann sagen rücksichtslos, scheinbar keine Schwierigkeit berechnend oder allen Trotz bietend, er an Unternehmungen ging, so plötzlich trat er von denselben zurück, wenn er auf unerwarteten oder kräftigeren Widerstand stieß oder wenn die Durchführung seiner Unternehmungen längere Ausdauer erforderte."

Durch den unglücklichen Verlauf des Regulierungswerkes, an welches große Erwartungen geknüpft worden waren, war dem Kaiser sein Interesse für dasselbe gründlich verleidet worden, wodurch den Regierungshydrotechnikern in Vertretung ihres Standpunktes große Schwierigkeiten erwuchsen. In temperamentvoller Weise warf ihnen der Kaiser grobe Unwissenheit und Unfähigkeit vor und insbesondere Hubert mußte den Unmut des Kaisers fühlen, welcher über ihn sarkastisch äußerte, er dürfe künftighin nur mehr zum Baue von Steinhaufen verwendet werden. Von einer Fortsetzung der Regulierungsbauten wollte Kaiser Josef auch aus finanziellen Gründen nichts mehr wissen, da die Finanzkraft des Staates durch den damals ausgebrochenen Krieg mit den Türken und durch den hellauflodernden Aufruhr in Belgien und Ungarn voll in Anspruch genommen wurde. Es wurden daher bloß die Brüche im Hubertusdamme bis zur mittleren Wasserhöhe wieder ausgefüllt.

Es wurden zwar die Einschränkungsarbeiten an der Einmündung des Donaukanals noch unter der Regierungszeit Josefs wieder aufgenommen, doch bald wieder eingestellt. Erst nach dem Tode des Kaisers wurde der Einschränkungsbau unter der Leitung des Abbés Walcher vollendet und durch eine Verbindungsbeschlächt mit dem alten Vorkopfe verbunden. Durch diese Anlage sollte bei niederem Wasserstande das Wasser beisammen erhalten und gleichsam durch einen Trichter in den Kanal geleitet werden; andrerseits war das Separationswerk so niedrig erbaut, daß es

schon bei mäßig hohen Wasserständen überronnen wurde. Auf diese Weise hoffte man den Zufluß in den Donaukanal in zweckentsprechender Weise geregelt zu haben. Der neue, 1795 vollendete Vorkopf erhielt allgemein die sonderbare Bezeichnung „Die Schere".

Nicht zum besten stand es mit der Entwicklung des Verkehrswesens, wie der Volkswirtschaft überhaupt, in der Zeit der napoleonischen Kriege und der Zeit des sogenannten „Vormärz", in welcher Österreich durch die tief in seine Geschicke eingreifenden äußeren Verwicklungen, wie nicht minder durch eine von beschränkten Gesichtspunkten aus geleitete Staatswirtschaft dem politischen und finanziellen Bankerotte entgegentrieb. Im Zentrum der Regierung fehlte einerseits die Kraft, um der schwerfälligen Staatsmaschine die nötige Bewegung zu geben, andrerseits mangelte, wie Helfert sich ausdrückt, „die köstliche Gabe der für kommende Zeiten vorsorgenden Weisheit"; auf die Epoche Österreichs paßt das geflügelte Wort des schwedischen Kanzlers Oxenstjerna: „Quam pusilla sapientia regitur mundus."

Bei der Kurzsichtigkeit und Befangenheit des vormärzlichen Regierungssystems kann es nicht Wunder nehmen, daß es für die gewaltigen Umwälzungen, welche durch die Erfindung der Dampfmaschine auf dem Gebiete des Verkehrswesens angebahnt wurden, kein rechtes Verständnis besaß und nur widerstrebend die vom Geiste der Zeit mit unwiderstehlicher Macht verlangten Umgestaltungen vor sich gehen ließ.

Bloß in der Verbesserung und Ausgestaltung des Landstraßennetzes wurde in dieser Zeit Ersprießliches geleistet; unfruchtbarer bewies sich hingegen die franziszeische Ära auf dem Gebiete des Wasserstraßenbaues, wo bloß in Ungarn eine intensivere Tätigkeit entfaltet wurde. In Österreich wurden zwar neue Anläufe gemacht, um die Frage der Verbindung der Moldau, der Oder und der Adria mit der Donau zu lösen; doch verliefen die Projekte fast insgesamt im Sande.

Der Kanal zur Adria wurde im Jahre 1797 von der „Priv. Kanal- und Bergbaukompagnie" nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Feldmarschalleutnants Sebastian v. Maillard begonnen; 1799 übernahm der spätere Hofbauratsdirektor Schemerl die Direktion des Kanalbaues, welcher ihn in den folgenden Jahren bis 1803 bis über die Leitha bei Wiener-Neustadt führte. Da der Kanal nach Breite und Tiefe durchaus unzureichend angelegt war,

unterblieb indes die weitere Ausführung. Im Jahre 1802 ging er in die Verwaltung des Staates über, welcher ihn 1869 an die Erste österreichische Schiffahrts-Kanal-Aktiengesellschaft verkaufte.

Im Jahre 1806 bildete sich in Prag eine hydrotechnische Gesellschaft für Böhmen, welche sich hauptsächlich mit der Anlage eines Donau-Moldau-Kanales befaßte. Der Wasserbaudirektor für Böhmen, Gerstner, sprach sich jedoch 1813 gegen die Rentabilität des Kanales aus und schlug eine Eisenbahn von Linz nach Budweis vor; in gleichem Sinne äußerte sich 1819 Gerstners Sohn, welcher Professor am Prager polytechnischen Institute war. Hingegen trat 1824 Hofbauratsdirektor Schemerl mit einem ganz Österreich umfassenden Wasserstraßenprojekte hervor.

Auf dem Wiener Kongreß war nämlich, da durch die Kontinentalsperre der Handel und die Schiffahrt eine unnatürliche Richtung erhalten hatten, der Grundsatz der freien Schiffahrt auf allen in den Kongreßstaaten fließenden Strömen ausgesprochen worden. Im Geiste dieses Prinzips trat 1822 die Elbeschiffahrtskonvention ins Leben, 1826 wurde die Po-Schiffahrtsakte abgeschlossen und über die Abschließung einer Schiffahrtsakte für die Donau fanden in diesen Jahren Vorerhebungen statt, welche jedoch infolge des Widerstandes Rußlands und der Türkei ohne Ergebnis blieben. Da die wichtigsten Vorteile des Elbeschiffahrtsvertrages für den österreichischen Handel erst durch eine Wasserverbindung der Elbe mit der Donau erreichbar waren, wollte Schemerl 1824 einen Kanal von der Donau mittels der March einerseits zur Elbe über die Wilde Adler, andrerseits über die Beczwa zur Oder und weiterhin zur Weichsel führen[1]); mittels dieser Anlagen und mittels der von Kaiser Franz 1822 anbefohlenen Fortsetzung des Wiener-Neustädter Kanales bis Triest bot sich die Aussicht, die Nord- und Ostsee, das Adriatische und Schwarze Meer durch Wasserstraßen zu verbinden.

Schemerls Pläne fanden jedoch nur wenig Anklang, da das neue Verkehrsmittel der Eisenbahnen bereits die allgemeine Aufmerksamkeit absorbierte.

---

[1]) Der Kanal sollte, um auch der Bewässerung des Marchfeldes zu dienen, durch dasselbe bis Göding, von Göding bis zur Sasawamündung mittels der March, von hier mit Benützung der Sasawa und der Wilden Adler zur Elbe bei Königgrätz führen; eine Abzweigung des Kanales sollte mit Benützung der Beczwa, Olsa, Pietrofska und Blanitz zur Oder und weiterhin zur Weichsel gegraben werden.

So trat Professor Gerstner neuerlich warm für die Anlage von Eisenbahnen ein, welche zum Zwecke einer kommerziellen Verbindung den Schiffahrtskanälen vorzuziehen seien. Trotz der Bedenken des Hofbaurates, welcher vor einer Überschätzung der Eisenbahnen warnte, da sie „nur zu kurzen Transporten schwerer Waren geeignet“ und „nur in solchen Fällen zweckmäßig“ wären, „in welchen die Führung von Kanälen technisch unausführbar oder mangels eines höheren kommerziellen Zweckes zu kostspielig wäre“, trotz dieser Bedenken fand sich eine Privatunternehmung, welche die erste, allerdings nur auf Pferdebetrieb eingerichtete Eisenbahn in Österreich durch Professor Gerstner in den Jahren 1826—1829 von Budweis nach Linz bauen ließ. Die Verhandlungen über das Wasserstraßenprojekt Schemerls wurde 1831/32 nochmals aufgenommen, doch blieben die Versuche der Regierung, eine Aktiengesellschaft ins Leben zu rufen, welche mit staatlicher Unterstützung das Unternehmen durchführen sollte, ohne Erfolg. Seit dem glänzenden Siege, welchen Stephensons Lokomotive „Rocket“ in dem Wettbewerbe für die Bahnlinie Liverpool—Manchester davongetragen hatte, wurde den Wasserstraßen gegenüber den Schienenwegen nur mehr eine untergeordnete Bedeutung zugemessen, und so verschwanden die Projekte von Schiffahrtskanälen in Österreich von der Tagesordnung und kamen erst in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts wieder zum Vorschein.

Am krassesten zeigt sich der zurückhaltende, ja tatenscheue Charakter des vormärzlichen Verwaltungssystems in der Behandlung des Regulierungsproblems der Donau bei Wien. Die Akten über diese Angelegenheit schienen in fortwährendem Wandern begriffen, unausgesetzt wurden Erhebungen gepflogen, immer neue Gutachten von den Behörden und Sachverständigen eingeholt, die Verhandlungen schwollen so zu einer unübersehbaren Aktenmasse an, doch ängstlich wurde allen weitgreifenden Maßregeln ausgewichen. Es wurden zwar im Laufe der Jahrzehnte wiederholt richtunggebende allerhöchste Entschließungen gefaßt, doch blieben diese ohne praktische Bedeutung, da hinterher wieder neue Bedenken entstanden und die Sache wieder von vorn anfing. So ist die Frage in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts niemals ganz zur Ruhe gekommen, faktisch geschehen ist aber, abgesehen von der Uferfixierung des Donaukanals, so gut wie nichts. Die Regulierungstätigkeit beschränkte sich, ohne das Ganze planvoll zu umfassen, auf die

Bedürfnisse des Augenblicks, auf die notdürftige Schiffbarkeit des Stromes und insbesondere des Donaukanals. Es wurde nur stückweise gebaut und man ging hiebei in der Inkonsequenz so weit, daß man selbst bei den stückweisen Versicherungen bereits bestehende Werke nicht benützte. Auf diese Weise wurden unzählige Millionen verschwendet, weil man nie den Mut hatte, einige Millionen mit einem Male auf eine umfassende Stromregulierung zu verwenden.

Wenn auch die Verhandlungen dieser Zeit so gut wie keine praktische Bedeutung gewonnen haben, so sind sie nicht ohne historisches Interesse, da im Verlaufe derselben das Problem in technischer Hinsicht theoretisch wenigstens annähernd in jene Gestalt ausreifte, in welcher es ein halbes Jahrhundert später tatsächlich durchgeführt worden ist. Es ist das unvergängliche Verdienst Schemerls, welcher 1807—1836 die Leitung des Hofbaurates inne hatte, in der Frage der Donauregulierung bei Wien bahnbrechend gewirkt zu haben. Das Wirken Schemerls, eines Technikers von hervorragendem Scharfsinne und entschlossener Tatkraft, welcher zuerst durch seine Schriften und Ausführungen die Wasserbaukunst in Österreich auf einen wissenschaftlichen Standpunkt gebracht hat, das Wirken dieses Mannes ist ein fast ununterbrochener Konflikt mit den damals herrschenden Regierungsprinzipien. Es ist einer der Widersprüche und Halbheiten, in welche sich das vormärzliche System verwickeln mußte, daß man ihn zwar durch mehr als ein Vierteljahrhundert in seiner leitenden Stellung beließ, gleichwohl aber unbekümmert um seine Warnrufe entweder einfach den Dingen ihren Lauf ließ oder sogar direkt gegen seine Ansichten vorging.

(Schluß folgt.)

„Drei byzantinische Frauen.“

Von Theodor Ritter von Stefanovicz-Vilovsky. Wien.

(Schluß.)

Bis hieher vermögen wir der wirklich außergewöhnlich veranlagten Frau zu folgen. Ihr unbegrenzter Ehrgeiz und ihr ungezügelter Glaubenseifer sind zwar im stande, die Züge dieser hochbegabten Frau zu entstellen, aber sie lassen sich entschuldigen. Namentlich kann ihr Fanatismus, sofern er ehrlich gemeint war, als die bis zur äußersten Aktivität gesteigerte religiöse Überzeugung hingenommen werden. Die Klugheit, mit der Irene ihre Pläne zur Ausführung bringt, verrät sogar ungewöhnliche staatsmännische Begabung, die allenthalben Staunen hervorruft. Nicht zu entschuldigen ist aber die ungezügelte Herrschsucht, von der sie nunmehr erfaßt wurde und die sie von einem Verbrechen zum andern trieb. Sie, die bisher fast unumschränkt herrschte, konnte es nicht fassen, daß sie nunmehr die Gewalt an jemand anderen abtreten müsse. Daß dieser andere ihr Sohn war, änderte nichts an ihrer Ansicht. Sie haßte sogar ihn, weil er ihr im Wege stand. Sie hätte seinen Tod gewünscht, nur um die Zügel der Regierung in ihren eigenen Händen zu behalten.

Allerdings war Konstantin VI. schwach und sehr nachlässig erzogen, aber konnte sie ihm nicht als Mutter und Ratgeberin beistehen? Wäre der Einfluß, den sie auf die Staatsgeschäfte als erste Ratgeberin des Monarchen ausgeübt hätte, nicht genügend gewesen, um die Leidenschaft des Ehrgeizes mit den heiligen Gefühlen und Pflichten einer Mutter in Einklang zu bringen?

Doch alles das war dem herrschsüchtigen Weibe nicht genug, das die Staatswürden an ihre feilen Günstlinge verteilte und die Kommandostellen in der Garde und im Heere ihren politischen Freunden, die ihr zur Vernichtung der Ikonoklasten verhalfen, anvertraute. Ihre Furcht, der Sohn könnte selbständig werden und

sie in ihren Leidenschaften behindern, vermochte sie, das zwischen Konstantin und Karls des Großen Tochter, Prinzessin Rotrud, bereits vollzogene Verlöbnis wieder aufzulösen, weil sie den Rückhalt des fränkischen Schwiegervaters und den Einfluß der neuen Kaiserin fürchtete. Nach einem Komplott gegen die Kaiserin, das entdeckt wurde und den Freunden des jungen Kaisers die verdiente Strafe brachte, empörte sich ein Teil der Armee wider die unbefugte Kaiserin-Regentin und Irene mußte abdanken, um ihrem Sohne, dem wirklichen Herrscher, Platz zu machen. Leider hat Konstantin durch Schwäche, Undankbarkeit und Grausamkeit — alles glänzende Erziehungsresultate der Mutter — die kurze Periode seiner Regierung (790—797) geschändet und es der Mutter erleichtert, ihn bei nächster Gelegenheit vom Throne zu stoßen. Das Intriguenspiel der Kaiserin, dessen Zweck die Entthronung des eigenen Sohnes war, übersteigt wahrlich alles Denkbare und zeigt uns dieses teuflische Weib in der abscheulichsten Gestalt. Sie wußte den Haß gegen ihren Sohn unter den Truppen, unter der Geistlichkeit, ja sogar unter den Höflingen und Freunden des Kaisers in einer Weise zu schüren, die in uns auch nicht den geringsten Zweifel mehr an die tiefe moralische Verkommenheit dieser Frau aufkommen läßt. Indem sie Konstantin zu einer Heirat mit ihrer eigenen Hofdame zwang, erniedrigte sie ihn und hetzte Armee, Volk und Geistlichkeit gegen den rechtmäßigen Kaiser, der, als er von dem Komplott erfuhr, sich zu flüchten trachtete, aber von den Verschwörern noch rechtzeitig eingeholt und unter den gräßlichsten Qualen seines Augenlichtes beraubt wurde.

Von da an war die Regierung der nunmehr zur Alleinherrschaft gelangten Irene eine ununterbrochene Reihe der niedrigsten Gewalttaten. Das entmenschte Weib, das ihr eigenes Kind blenden ließ, scheute vor keiner Schandtat mehr zurück. Selbst die größten Schmeichler und Lobredner ihrer Regierung, die ihre Laster und Verbrechen zu beschönigen trachteten, kommen in Verlegenheit, wenn sie von der am eigenen Sohne verübten Untat sprechen, und sie suchen, wie es beispielsweise Theophanes tat, mit zweideutigen Anspielungen das Verbrechen von der Urheberin auf die gedungenen Mörder zu wälzen.

Und wenn alle Untaten Irenens einem großen Ziele, etwa dem Wohle des Staates oder seiner Rettung vor sicherem Untergange gegolten hätten, so könnte man sich daraus allenfalls noch

ein Motiv herausklügeln. So aber kann selbst dieser schwächste aller Entschuldigungsgründe, wenn es sich um eine Mutter handelt, nicht gelten, weil das Regime Irenens wohl das Traurigste war, das der byzantinische Staat vor und nach ihr erlebte. Das Reich, das äußere Feinde bedrängten und innerer Aufruhr zersetzte, war dem Zusammenbruche nahe. Die Günstlingsherrschaft der Basilissa und der gänzliche Verfall der Sitten am Hofe und unter den Truppenführern erschlaffte den Geist in der Gesellschaft und im Heere und ertötete jegliches Gefühl für Pflicht und Ordnung. Das früher wohl geordnete Staatswesen glich einem Jahrmarkt, auf dem Stellen und Würden feilgeboten wurden, während die sonst immer gefüllte Staatskasse leer war. Es war das ein Druck, wie ihn die Bevölkerung bis dahin selbst unter den schlechtesten Kaisern nicht fühlte.

Wie eine Erlösung von einer bösen Krankheit, von der das Reich erfaßt wurde, begrüßte es daher das Volk von Byzanz, als der Oberschatzmeister und ehemalige Mitverschworene der Kaiserin, der Patrizius Nikephoros, an der Spitze einer Palastverschwörung, ähnlich derjenigen, durch die Irene ihren Sohn entthronte, die Kaiserin in ihren Gemächern überraschte und sie zur Niederlegung der Krone zwang. Als das herrschsüchtige Weib sah, daß für sie ein anderer Ausweg unmöglich sei, versuchte sie, ihren Oberkämmerer durch Schmeicheleien zu erweichen. Nikephoros, der sich von der Kaiserin direkt in den Thronsaal begab, um sich die kaiserliche Krone aufs Haupt zu setzen, wies alle Bitten zurück und ließ die entthronte Kaiserin sofort außerhalb des Weichbildes der Stadt schaffen.

Mittellos auf die Insel Lesbos verwiesen, mußte sich Irene — so wollte es der neue Kaiser — durch Spinnen ihren Lebensunterhalt erwerben, bis sie am 9. August 803 vom Tode ereilt wurde.

Eine Byzantinerin auf dem deutschen Kaiserthrone.

Es war eine gewöhnliche Erscheinung im byzantinischen Volks- und Staatsleben, daß Gutes und Böses oft knapp nebeneinander lagen oder daß das eine dem andern unmittelbar folgte. Man kann hier so nicht recht von einer Glanzperiode und von einem hierauf folgenden Niedergange sprechen, denn beides wechselte ununterbrochen, und sehr oft trat der Fall ein, daß nach einer Epoche

scheinbar gänzlichen Verfalles eine Zeit der Regeneration und der fortschreitenden Machtentfaltung heranbrach, um die das ehrwürdige, aber immer noch lebenszähe Reich Theodosius des Großen manch jüngerer Staat beneiden konnte.

Wer hätte wohl damals gedacht, daß nach den Erschütterungen, die Byzanz unter einer langen Reihe unfähiger Herrscher und unwürdiger Herrscherinnen zu bestehen hatte, dem byzantinischen Volke in den Makedoniern eine so glorreiche Dynastie erstehen werde. Unter ihr erreichte das geistige Leben in Byzanz eine Höhe, wie es nur noch unter den Komnenen zu gleicher Bedeutung gelangte. Wenn daher von feinen Sitten und gelehrter Bildung der byzantinischen Gesellschaft die Rede ist, so kann mit Recht ein Zeitalter darauf Ansprüche erheben, das eine Fülle von großen Talenten und hervorragenden Charakteren aufweist.

Ein leuchtendes Beispiel dafür ist die berühmte Theophano, die Tochter Kaiser Romans II. und die Schwester jenes Basilios, der nach dem einstimmigen Urteil der Nachwelt als einer der eigenartigsten und größten byzantinischen Herrscher angesehen wird. Es waren sicherlich nicht die erfreulichsten Verhältnisse, unter denen Theophano und ihre Brüder auf dem Hofe aufwuchsen. Ihr Vater Romanos war jung gestorben, und da sich ihre Mutter unfähig zeigte, die Regentschaft zu führen, so ließ sich nach einer vorhergegangenen, übrigens ganz unbedeutenden Palastrevolution der General Nikephoros Phokas unter dem Titel eines Kaisers zum Vormund der kaiserlichen Kinder erklären. Die Stellung derselben zum Kaiser-Regenten — dessen Regierung übrigens eine sehr glückliche war — mußte demnach eine peinliche sein, wiewohl Nikephoros den Prinzen und Prinzessinnen eine vortreffliche Erziehung angedeihen ließ. Insbesondere galt Theophano als ein wahres Wunder an Schönheit, Anmut und Gelehrsamkeit. Weit über die Grenzen des rhomäischen Reiches drang ihr Ruf und fand namentlich mächtigen Widerhall am Hofe des deutschen Kaisers.

Otto der Große, der mächtigste Herrscher aus dem sächsischen Hause, war es, der darauf bedacht gewesen, seinem Sohne und Erben gleichen Namens eine ebenbürtige und gebildete Lebensgefährtin zuzugesellen. Seine Wahl fiel auf Theophano. Konnte der Kaiser, der sein Reich vergrößerte und es zu neuem Ansehen brachte, der Deutschland und Italien mit kräftiger Hand beherrschte und sein Werk auf feste Grundlagen stellen wollte, damit es in

Sturm und Wetter nicht wanke, an eine andere, als an Theophano denken, als es ihm darum zu tun war, das mächtige Reich des Ostens an sich zu fesseln? Konnte Otto I. für seinen Sohn eine vornehmere und gebildetere Dame finden, als es die purpurgeborne kaiserliche Prinzessin war, die überdies an Geist, Bildung und Anmut alle Frauen am kaiserlichen Hofe von Byzanz überragte? Eine kaiserliche Gesandtschaft nach der anderen erschien in Konstantinopel, um vom Kaiser Nikephoros die Hand Theophanos für den jungen Otto zu erlangen. Zuerst war es der Venezianer Dominicus, dann Luitprand, Bischof von Cremona, endlich der Erzbischof Gero von Köln, die nacheinander namens des deutschen Kaisers die Verhandlungen mit Nikephoros und Johannes Tzimisces wegen der Kaiserbraut führten. Leider verzögerten die Streitigkeiten wegen des neapolitanischen Besitzes die Lösung der für Otto so dringenden Fragen, weil Nikephoros auf die Anerkennung des neapolitanischen Besitzes drang und dem deutschen Kaiser vorwarf, daß er die unrechtmäßige Eroberung dieses byzantinischen Landes erstrebe. Man weiß, welche Behandlung der kaiserliche Botschafter, Bischof Luitprand, damals durch den erzürnten Nikephoros erfuhr. Nikephoros starb und Kaiser Johannes Tzimisces bestieg den Thron als Vormund der kaiserlichen Kinder des Romanos. Die nunmehr wiedereröffneten Verhandlungen mit Konstantinopel ergaben ein günstiges Resultat, indem sich der deutsche Kaiser bereit erklärte, Süditalien zu verlassen. Erzbischof Gero von Köln überbrachte dem in Ravenna weilenden Kaiser die frohe Kunde, daß Kaiser Johannes in die Heirat der Theophano mit dem jungen Otto willige und daß er überdies die Gesandtschaft mit vielen kostbaren Geschenken überhäuft habe, darunter auch der Leichnam des heiligen Pantaleon, der so nach Köln gelangte.

Man kann sich lebhaft vorstellen, welche Freude dem greisen Kaiser diese Kunde bereitete. Der Empfang, den die Königsbraut — denn Otto II. war bereits zum Könige erklärt — erfuhr, als sie im Jahre 972 an der apulischen Küste landete, war unbeschreiblich. Mit einem glänzenden Gefolge begab sich die vielumworbene heißersehnte Kaiserstochter auf den Weg nach Benevent, wo sie eine zweite Gesandtschaft des Kaisers empfing, an deren Spitze Bischof Dietrich von Metz stand. In Rom harrten Schwiegervater und Bräutigam der zukünftigen Kaiserin, die ihren

Einzug in die ewige Stadt unter dem Jubel des Volkes hielt. Sofort wurde Theophano vom Papste bei St. Peter gekrönt und die Ehe mit dem jungen Kaiser eingesegnet. Aller Augen richteten sich beim Hochzeitsfeste auf die junge Kaiserin, die kaum den Kinderjahren entwachsen, sich doch leicht Achtung beim fremden Volke verschaffte. Bald hatte sie aller Herzen gewonnen und bewundernd beugten sich die Fürsten Deutschlands, die über die Alpen gekommen waren, um an dem Kaiserfeste teilzunehmen, vor der anmutigen Theophano. Doch niemand war glücklicher als der große Kaiser selbst, der seinen Wunsch, den jungen Otto mit der schönsten und gebildetsten Prinzessin jener Zeit vereinigt zu wissen und dadurch dem mächtigen Kaiserhofe auch den äußeren Glanz zu verleihen, nunmehr erfüllt sah. Diese ungeheure Freude Ottos I. sprach sich auch darin aus, daß er seiner Schwiegertochter die größte und schönste Morgengabe, die je eine deutsche Kaiserin erhielt, überreichen ließ. Noch heute sieht man in Wolfenbüttel die prächtige, mit Goldbuchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde über diese große Schenkung des Kaisers, die zwei Provinzen in Italien und ebensoviel in Deutschland nebst einer großen Anzahl von Grafschaften und sonstigen Besitzungen umfaßte. Das allgemeine Urteil jener Zeit, selbst dasjenige der Feinde Theophanos mitinbegriffen, lautete günstig für die Kaiserin und man wird gewiß nicht verfehlen, die Ehe des jungen Kaisers als eine glückliche zu betrachten. Zwar waltete noch am Hofe zu Aachen die Kaiserin Adelheid, Ottos I. Gemahlin und Ottos II. Mutter, allein bald sah sich diese treffliche und geistig hervorragende Frau ihres unbeschränkten Einflusses auf ihren Sohn beraubt. Otto II. schien zu Theophano eine solche Zuneigung gewonnen und ihren hervorragenden geistigen Fähigkeiten eine solche Macht zugetraut zu haben, daß er, als sein Vater Otto der Große das Zeitliche gesegnet hatte, und das kaiserliche Szepter auf ihn übergegangen war, in seiner Gemahlin die weiseste Ratgeberin erblickte und sie — wie es nunmehr geschichtlich dargetan ist — in alle seine großen Pläne einweihte, durch die er das Werk seines glorreichen Vaters zu vollenden dachte.

Doch stets hielt sich die kaiserliche Frau innerhalb der Grenzen ihres Berufes als Gattin und Mutter. Niemals konnte man nach außen merken, daß Otto II. irgendwie den Eingebungen der Frau folgte, denn dazu hielt man diesen seinem Vater so ähnlichen Sohn

für zu selbständig und klug. Das Wirken Theophanos beschränkte sich daher nach außen hin auf die damals beschwerliche Repräsentation des Hofes und die Ausübung milder und wohltätiger Werke. Man wußte, daß die Kaiserin überall in den zahlreichen Residenzen des Kaisers in Deutschland und in Italien neue und feine Sitten einführe und das Hofleben so gestalte, daß es dem Ansehen der deutsch-römischen Kaiser entspreche; auch erfuhr man manches Lobenswerte und manches Tadelnswerte über sie, je nachdem das Urteil von Freundes oder Feindes Lippen floß, aber nie vermochte man ihr den Vorwurf zu machen, daß sie sich in die Staatsgeschäfte mische oder den Kaiser zum Nachteil des Reiches berate. Es scheint, daß man in dieser Überzeugung so weit ging, daß man Theophano allgemein nur als eine Frau der Mode, der Bildung und der Gelehrsamkeit ansah, ohne ihr irgendwie jene Energie zuzutrauen, durch die sich Kaiserin Adelheid, die nunmehr in Italien auf ihrem Witwensitz weilte, stets hervorgetan hatte.

Um so größer sollte das Erstaunen der Welt sein, als eine eigentümliche Fügung des Schicksals dieses junge, von fremder Nation stammende Weib zu einer Stellung berief, in der sie alle Vorzüge ihres lebhaften Geistes und ihrer seltenen Bildung mit allen glänzenden Eigenschaften ihres Charakters betätigen sollte. In einen Krieg mit den Arabern verwickelt, die nach Süditalien eingedrungen waren, holte sich der regsame und immer nach Großem strebende Kaiser eine Niederlage in Kalabrien. Der Schmerz darüber sowie über das Mißlingen verschiedener Pläne, insbesondere aber die Nachrichten, die ihm aus Deutschland über Unruhen und Empörungen zugekommen waren, wirkten auf den ohnehin geschwächten Kaiser in einer verhängnisvollen Weise ein. Er starb in Rom und wurde in der Vorhalle der Peterskirche mit den größten Feierlichkeiten bestattet, gerade zu derselben Zeit, als man in Deutschland, seinen Anordnungen gemäß, seinen erst vierjährigen Sohn Otto zu Aachen zum König salbte (983).

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von des Kaisers unerwartetem Tode im ganzen Reiche. Ruhte ja doch die Ottonische Herrschaft, so gewaltig sie war, nur auf den zwei Augen des Kaisers, und nun waren diese geschlossen und das Reich verwaist, denn nimmer konnten ein schwaches, einer fremden Nation angehörendes Weib und ein vierjähriger Knabe die Erben eines Thrones werden, der ganz Deutschland und Italien beherrschte.

So wenigstens dachte man in Deutschland und so auch handelte man. Heinrich von Franken, ein Verwandter des sächsischen Kaiserhauses, erhob die Fahne des offenen Aufruhrs und ließ sich zum Könige wählen. In Italien regte es sich gegen die deutsche Herrschaft und schon glaubte man in Rom, das von Byzanz beeinflußt war, daß die Stunde der Abschüttelung der kaiserlichen Oberhoheit geschlagen habe. In Deutschland erscholl der Kampfesruf von einem Ende des Reiches bis zum andern. Vergebens versuchten die Freunde des verstorbenen Kaisers, Erzbischof Willigis von Mainz und Herzog Konrad von Schwaben, Heinrich an seinen dem Kaiser geleisteten Eid zu erinnern und den gefangen gehaltenen kaiserlichen Knaben der Mutter und dem Reiche herauszugeben. Verleumdung auf Verleumdung wurde gegen das Haupt Theophanos gehäuft, man nannte sie eine Fremde, eine Verderberin der Sitten, ein verworfenes Weib. Man suchte nachzuweisen, daß im Deutschen Reiche eine weibliche Regentschaft, wie sie in Byzanz üblich war, unmöglich sei. Das Reich widerhallte vom Gezänke und von Kampfesruf. Das Werk Ottos des Großen schien dem Untergange geweiht!

Da erschien Theophano, die bisher am Grabe ihres Mannes in Rom weilte, plötzlich in Deutschland. Mit beredten Worten, mit dem hoheitsvollen Stolze einer Kaiserin, mit dem gerechten Zorne einer beleidigten Mutter forderte sie das Reich und die Krone für Otto III. Die ungeheure Energie der geistig so hervorragenden und überdies reizenden jungen Frau überraschte die Fürsten Deutschlands. Willigis und Konrad, die treuesten Stützen des kaiserlichen Thrones, verließen die Kaiserin von da an nimmer. Ein Reichsfürst nach dem andern fiel von Heinrich dem Franken ab, und als man gar die erstaunliche Kunde vernahm, daß Theophano und Adelheid zum Wohle des Reiches und zur Rettung des jungen Kaisers sich die Hände zur Versöhnung reichten und im Begriffe seien, auf dem nach Bisenstätt einberufenen Reichstag zu erscheinen, da durchbrauste ein mächtiger Jubel die Gaue Deutschlands, denn nun erst erkannte man Theophano und nun erst war man überzeugt, daß dies die richtige Hand sei, deren das Reich, deren der Thron in so stürmischer Zeit bedürfe. Heinrich mußte seine Würde niederlegen und den jungen Kaiser herausgeben, Theophano aber wurde zur Reichsverweserin und zur Vormünderin ihres kaiserlichen Sohnes erwählt. In Frankfurt vor dem ver-

sammelten Volke war es, da Heinrich von Franken am Anfang des Jahres 985 vor Theophano erschien und im Angesichte der Großen des Reiches reuevoll seinen Fehltritt eingestand. Mit zusammengelegten Händen leistete der stolze Frankenherzog den Vasalleneid in die Hand des jungen Königs, den die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Bayern, Kärnten, Böhmen und Polen umstanden. Auch Italien huldigte der Regentin. So war endlich Ruhe im Innern hergestellt, das Kind auf dem Throne seines Vaters gesichert und die griechische Kaisertochter herrschte mit kaiserlicher Macht über das abendländische Reich.

Giesebrecht hat in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit die Regentschaft Theophanos in ebenso ausführlicher wie fesselnder Weise behandelt. Er gelangt darin zu dem Schlusse, daß die Regierungszeit dieser Frau zu den erhebendsten Epochen deutscher Geschichte gehört. „Die Natur des Ottonischen Kaisertums“, sagt dieser Geschichtsschreiber, „war von der Art, daß alles auf der Person des Herrschers beruhte. Nur ein kraftvoll durchgreifender Charakter konnte sich in der Herrschaft behaupten und mit den Mitteln derselben große Zwecke erreichen. Vor allem schien aber jetzt eine außerordentliche Kraft erforderlich, wo die Herrschaft der Deutschen von allen Seiten bedroht und manches von dem bereits Gewonnenen verloren war. Und nun sollte eine in Vergnügungen, Wohlleben und Pracht erwachsene Frau leisten, was die volle Seelenstärke des besten Mannes in Anspruch nahm. Nimmt man hinzu, daß diese Frau in Deutschland wie in Italien jener Anhänglichkeit des Volkes entbehrt, die angestammten Fürsten freiwillig zufällt, daß sie alle jene Vorurteile zu tragen hatte, welche die abendländischen Völker gegen die Griechen hegten, so wird man die ganze Schwere des Werkes ermessen, welches sie, indem sie die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn antrat, auf sich nahm. Aber sie war bereit, alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verstorbenen Gemahls fortzusetzen und ihrem Sohne das Reich seiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiser, so war sie entschlossen, den kaiserlichen Thron selbst zu besteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für sich und ihren Sohn in Anspruch zu nehmen. Mit männlicher Entschlossenheit ergriff sie die Zügel der Regierung und hat, mit den Künsten der Herrschaft von frühester Jugend an nicht unbekannt, das Reich sieben Jahre nicht ohne Ruhm

verwaltet. Schon früh hat man ihr Schuld gegeben, sie sei im Herzen immer Griechin geblieben und habe keine Teilnahme für das deutsche Volk gehabt, aber die Wahrheit ist, daß sie über den Pflichten, die ihre neue Heimat ihr auferlegte, ihr altes Vaterland fast vergessen und kein Recht des abendländischen Reiches jemals Konstantinopel und ihren Brüdern zum Opfer gebracht hat." Diesem glänzenden Zeugnisse des modernen Geschichtsschreibers will ich noch ein Urteil hinzufügen, das einer ihrer hervorragendsten Zeitgenossen über sie ausgesprochen hat, der niemals ihr Freund war und auch nicht den geringsten Grund hatte, seiner langjährigen Feindin zu schmeicheln. Bischof Thietmar von Merseburg sagt von ihr: „daß sie eine Frau von bescheidenem und doch festem Charakter ist, wenn sie gleich von der Schwäche ihres Geschlechtes nicht frei blieb; sie führte einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reiches, indem sie die Hoffärtigen demütigte, die Demütigen aber erhob".

Dieser Chronist hat das richtige Wort getroffen. „Mit wahrhaft männlicher Kraft" und mit weit umfassendem Geist beherrschte Theophano das große Reich. Mit einer seltenen Genialität verstand sie die heterogensten Interessen der einzelnen Teile mit dem Interesse des Reiches und nicht zum geringsten mit jenem des kaiserlichen Szepters in Einklang zu bringen. Von Willigis, dem sie auch die gelehrte Erziehung des jungen Kaisers anvertraute, und von den weisesten Fürsten ihres Reiches begleitet, erschien sie bald in Lothringen, bald in Italien, um strenges kaiserliches Gericht zu halten. Einmal waren es sächsische, das anderemal böhmische und französische Angelegenheiten, mit denen sie sich beschäftigte und deren Austragung sie persönlich überwachte. Die Streitigkeiten unter den Reichsfürsten, die Fehden unter den Adeligen, die Kämpfe in Italien hatten stets den besten Ausgang, wenn die unermüdliche Kaiserin sich einstellte, um die Kämpfenden und Streitenden zu beruhigen, und, je nach Bedarf, zu belohnen oder zu bestrafen. Die äußere Politik des Reiches konnte wohl in keinen besseren Händen ruhen, als in denjenigen der Regentin, die selbst die Hauptverhandlungen leitete, wenn sich Gesandtschaften fremder Staaten meldeten, um der Kaiserin im Namen ihrer Regenten Vorschläge zu machen. Außerdem fand sie noch Zeit, die Erziehung ihres Sohnes zu beaufsichtigen, der gleich

seiner Mutter in Sprachen, Künsten und Wissenschaften aller Art unterrichtet wurde. Otto III., der sicherlich der gebildetste Deutsche jener Zeit war, hat weder in den geistigen Anlagen noch in seiner Bildung je seine Mutter verleugnet, die mit bewunderungswürdiger Liebe an ihrem Kinde hing und alles tat, um es für seinen großen Beruf vorzubereiten. Mächtig war der Einfluß der Kaiserin im Staate und am Hofe. Überall waren Spuren ihrer Tätigkeit zu finden und selbst Italien, das sonst so schwer zu leiten war, beugte sich vor der königlichen Frau, von der Papst Sylvester II., ihr Zeitgenosse, sagte, daß sie durch Schönheit, Würde und Geist alle Welt bezaubere und sich dienstbar zu machen verstehe.

Die einzige Sorge Theophanos war ihr Sohn und um des Sohnes willen das Reich. Sie sehnte sich danach, ihren Sohn einmal als einen mächtigen Herrscher zu erblicken. Leider sollte es der edlen Frau nicht gegönnt sein, die Frucht ihrer Bemühungen auch zu erleben. In den Rheinlanden, wohin sie mit ihrem Sohne und großem Gefolge abgereist war, um die Entwicklung der Dinge in Frankreich in der Nähe zu übersehen und, wenn nötig, im Interesse des Reiches einzugreifen, starb Kaiserin Theophano plötzlich im jugendlichen Alter von nur etwas über 30 Jahren. Die alte Großmutter Adelheid übernahm nunmehr die Vormundschaft Ottos III., zwar beseelt von den besten Absichten, doch schwach, gebrechlich und unvermögend, die mächtigen Reichsfürsten im Zaume zu halten. Den Platz Theophanos konnte sie nicht mehr ausfüllen, und bald sollte man in Deutschland erkennen, wie viel dem Reiche und seiner Größe die kräftige Hand eines seltenen Weibes galt.

Wahrlich ein herrliches Regentenbild, das uns die Greuel jener unglückseligen Irene, die ihren eigenen Sohn geblendet hat, vergessen macht und uns mit aufrichtiger Bewunderung für ein königliches Weib erfüllt, das ihren ganzen Ehrgeiz dreinsetzt und ihrer Pflicht als Regentin und Mutter getreulich nachkommt, um das Werk eines der größten und mächtigsten deutschen Herrscher, Otto des Großen, unversehrt zu erhalten und es in unerloschenem Glanz ihrem kaiserlichen Sohne als teures Vermächtnis zu übergeben.

Gedichte.

Von Heinz Tomaseth, Wien.

Einer Sängerin.

Lieder sangst Du, maienschöne,
Sommerreife, herbstlich stille,
Und Dein lautrer Lebenswille
Segnete den Kranz der Töne.

Und ein Leuchtstrahl hoher Stunde
Und ein Schatten herber Nächte,
Alle tiefen Lebensmächte
Zitterten aus Deinem Munde.

Einsam saß ich unter Vielen
In dem marmorbleichen Saale,
Wie bei einem Liebesmahle,
Wenn die Harfen Gottes spielen . . .

Ach, ich lasse mich so gerne
Lauschend in der Ecke nieder
Und entrücke erdenferne
Auf den Schwingen Deiner Lieder.

Weiße Nachtigallen wiegen
Meine Seele sacht in Träume
Und in sanften Kreisen fliegen
Sie mit ihr durch Himmelsräume.

(Wien 1901.)

Ingeborg.

Grau wie der Belt, wenn die Sonne sank,
Sind Deine Augen, Ingeborg.
Kühl wie nächtlicher Bojenklang
Klingt Deine Stimme, Ingeborg.
Dennoch lieb ich Deinen Blick,
Deiner Sprache Nachtmusik.

In Sorrentos Liebesgärten
Küßte Paolinas Mund
Meine scheue Nordlandsseele
Unter Liedern einst gesund.

Laß einen Strahl der Freudegluten
Aus dem weichen Sonnenland
Deinen herben Mund umfluten . . .
Ach, und laß mit heißer Hand,
Laß mit tausend süßen Schrecken
Deine Winterseele wecken!

(Kopenhagen 1901.)

Liebe.

Liebe will der unendlichen See
Unter den Sternen Gottes gleichen:
Täglich schwillt sie in Lust und Weh,
Täglich muß sie der Ebbe weichen.
Täglich muß sie aus tiefstem Grund
Selig nehmen und geben
Und so manchen Perlenfund
Leuchtend zur Sonne heben.

(Wien 1903.)

Tuskerrebe.

Tuskischem Boden bin ich entsprossen,
Der Blutschuld eherner Streitgenossen.

Durst quälte die Erde.
Sie lechzte nach Blut,
Das zischend der Mannesader entquollen . . .
Da sog sie es ein,
Und Keime keimten,
Beeren schwollen.
Wie qualmendes Feuer urvölklicher Kräfte,
Den Rachegöttern der Unterwelt teuer,
Durchgährt es die Säfte.

Ahnenblut bin ich,
Gewärtig der Enkel . . .
Evoe! ihnen, die durch des Friedens Weihen
Die Schatten Verfluchter vom Blutfluch befreien,
Die im verbrüderten Schmerzvergessen
Mich in kristallene Schalen pressen
Und unter Jubelklingen
Den Finstergöttern der Erde entringen
— Evoe!

(Orvieto 1897.)

Auf den Trümmern Salonas.

Von **Camillo v. Susan.** Brunn am Gebirge.

(Schluß.)

Leise zog sie die Hand aus seiner. Was sollte sie ihm erwidern? Konnte sie es ihm sagen, daß sie im Laufe der Jahre oft und oft an ihn gedacht habe, daß sie langsam erkennen lernte, sie habe damals ihr Glück von sich gewiesen? Daß sie in ihrer Jugendtorheit, umschmeichelt von blendenden und gewandteren Erscheinungen, nicht fähig gewesen sei, in seine reine und herrliche Seele zu schauen? Daß sie sich nach diesem Augenblicke, den sie jetzt erlebte, so innig gesehnt hatte, daß sie, wenn sie im Kampfe des Lebens nach einem Freunde ausschaute, immer ihn allein in ihren Träumen als solchen sah? Konnte sie ihm dies alles sagen? Mußte sie nicht vor ihm dastehen als die Übriggebliebene, die Unbegehrte, die nun gerne nach dem angebotenen späten Glücke greife, da für sie kein anderes blühte? Und ihn noch einmal verwunden? Mit einer Lüge, während sie vor Freude hätte aufjubeln und weinen können?

Da fragte er sie leise: „Sie haben keine Antwort für mich?"

In ihrem herben Stolze und in ihrer feinen Empfindsamkeit ließ sie blutenden Herzens das Glück aus ihren Armen sinken, das sich schmeichelnd angedrängt hatte. Warum kamen ihr plötzlich die Rosen in den Sinn, die er ihr einstmals als flehende Sprecher auf ihr Arbeitstischchen gestellt hatte? Sie hatte wenig Freude über sie empfunden. Aber jetzt war es ihr, als trüge sie diese schönen, roten, duftenden Rosen in ihrer Hand und als fielen sie ihr in den Staub der Straße hinunter.

„Lieber Freund, die Sonne ist langsam im Sinken und der Tag geht seinem Ende zu. Quälen wir uns nicht und freuen wir uns des schönen Augenblickes. Sagten Sie nicht selbst, daß das Glück des Augenblicks so schmerzlich wäre, wenn wir es festhalten wollen? Sie sollen nicht an die Vergangenheit denken und nicht, daß es ein Morgen gibt. Sehen Sie, ich trete heute noch meine Heimfahrt an und wer weiß, wann unsere Wege sich wieder treffen. Aber ob es noch einmal geschehen soll oder nicht, ein wenig gehören wir ja doch zusammen. Ich weiß es. Man vergißt nicht die schönen Tage der Jugend, und wenn wir uns auch ziemlich fremd einander gegenüber gestanden sind, mir ist es jetzt doch, als ob wir viel Schönes miteinander verlebt hätten. Ich habe Sie damals nicht verstanden und Sie mich wohl auch nicht. Sie haben weiß Gott was Wunderbares aus mir gemacht und so denken Sie noch immer von mir. Aber das Leben hat mich so durchschnittlich werden lassen, wie alle andern. Und wenn ich zum Träumen überhaupt eine Anlage gehabt hätte, das Leben hätte mir dazu keine Zeit gelassen. Aber ich glaube, ich hatte dafür überhaupt keine Anlage."

Sie schwieg einen Augenblick. Denn sie fühlte, die Antwort war ihr nicht gelungen. Was sie hätte sagen sollen, das mußte sie still und wortlos in ihrem Herzen bewahren, und was sie sagen wollte, dafür fand sie nicht die Worte. Aber bevor sie noch fortfahren konnte, erwiderte er ruhig: „Ich habe Sie verstanden."

„Ich glaube doch nicht, lieber Freund."

„Reißen Sie mir die Sehnsucht nach Ihnen aus dem Herzen und ich werde Ihnen danken, weil es einmal so sein soll. Vernichten Sie die Gedanken in mir, die mich immer wieder zu Ihnen führen. Lassen Sie einen solchen Tag wie heute nicht kommen, wenn es in Ihrer Macht steht, wo ich Sie wiedersehen soll. Ich weiß ja nicht, was von Ihnen in mir lebt, daß ich in Ihnen allein mein Erdenglück sehe. Ich habe in den zehn Jahren doch genug Wesen kennen gelernt, liebe, gute Geschöpfe, die einen Mann glücklich machen könnten. Warum kann diese Sehnsucht nicht in mir sterben?"

Da kam ihr ein neuer Gedanke. „Das Leben hat mich hart und selbstisch gemacht. Ich bin ganz auf mich allein gestellt. Sie wissen, mit Glücksgütern waren wir nie gesegnet. Ich verdiene mir mein Brod mit Erteilen von Klavierstunden und ich habe mich ganz in dieses selbständige Leben eingewöhnt. Ich bin in

einem Alter, in dem man eine Fessel nicht mehr ertragen lernt, wenn man es einmal gelernt hat, sich selbst alles zu verdanken."

Er wußte genug. Noch einmal war der Traum seiner Jugendtage über ihn gekommen, noch einmal entflog er ihm, nicht minder schmerzlich, wenn auch milder. „Fräulein," sagte er, „wollen Sie nicht die Ausgrabungen hier sich ansehen; wann es Ihnen angenehm ist, so führe ich Sie herum."

„Ich möchte lieber noch ein Weilchen hier bleiben. Dann wird es ohnehin Zeit zur Rückkehr sein. Und was kümmert mich die ganze Vergangenheit hier? Die Erinnerung an meine Jugendzeit ist mir mehr wert als die ganze römische Geschichte. Sie sind über meine Worte entsetzt? Aber ich bin, um die Wahrheit zu sagen, eigentlich doch nur Ihretwegen da herausgekommen. Ich erfuhr im Gasthofe von Ihrem Ausfluge nach Salona und ich hätte mit Ihnen zu gern nach so langen Jahren wieder einmal ungestört geplaudert." Dann legte sie ihre Hand auf die seine und sagte leise: „Sie sind erzürnt? Wenn Sie in mein Herz schauen könnten, Sie würden mich begreifen. Ich kann nicht anders." Er schwieg. Die Worte jener Grabschrift fielen laut und schwer in seine Seele und er hörte es weinend klagen: „Vorüber ist die Süßigkeit des Lebens."

Sie sah ihn an und auf einmal fühlte er ihre warmen Lippen auf den seinen. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Und wie man im Traume die seltsamsten Dinge über sich ergehen läßt und handelt, ohne sich der wirklichen Welt bewußt zu werden, so erwiderte er den Kuß mit der auflodernden Glut jahrelanger Sehnsucht. Aber plötzlich entzog sie sich seiner Leidenschaft und sagte: „Lassen Sie uns wieder vernünftig sein. Was ich getan habe, nehmen Sie es hin als das Glück dieser Stunde, die uns nach so langer Zeit wieder zusammengeführt hat. Verlangen Sie nicht mehr. Das Leben gibt uns nicht so viel Glück, als ein solcher Augenblick uns träumen und hoffen läßt. Kehren wir wieder in unser kleines, armseliges Leben zurück und lassen wir es sein, wie es immer war."

„Und könnten Sie es?"

„Ja, lieber Freund. Und auch Sie werden es können. Aber wir müssen jetzt gehen, die Sonne ist unten und ich sehe dort schon die ersten Sterne. Ich muß noch einpacken und mich zur Abreise vorbereiten."

Sie stand auf. „Kommen Sie, ich bitte Sie.“ Er erhob sich. Am westlichen Himmel glänzte noch ein schwacher Glutschein des gesunkenen Tages. Die Landschaft lag in der süßen Stille der Dämmerung. Die Berge, die Bäume und die Säulen der ausgegrabenen Stadt ragten höher und dunkler in die unbewegte Luft hinein. Das Meer draußen dehnte sich wie ein breiter Schatten vom Rande des Festlandes, dessen helle Farben in Dunkel verlöscht waren, weit in die Ferne hinaus. Die Zikaden begannen ihren schrillen, alles durchdringenden Gesang. Es war, als ob Millionen zugleich die Seite einer Geige immer in derselben Tonhöhe strichen.

Einen Augenblick standen sie im letzten Betrachten der Landschaft versunken da. Die Schatten der Dämmerung lösten die strengen Linien ihrer Gestalt in weich verschwimmende Umrisse auf. In den kleinen Grenzen dieser Umrisse wogte die Flut menschlicher Seelen, mit ihrer Sehnsucht nach Glück, bis zu den ewigen Sternen des dunklen Himmels emporbrandend.

„Gehen wir nun!“ sagte Hedwig. Schweigend schritten sie nebeneinander nach Spalato hinunter. Aber obwohl sie nicht redeten, gingen doch die leisen Gedankenworte hin und her. Das Glück eines unendlichen Friedens lag wie ein stiller Sternenhimmel über seiner Seele. Sie hatte ihn zurückgewiesen, aber er fühlte es, sie hatte es mit heimlich flehenden Worten getan. Sie hatte ihn geküßt, wie nur eine Liebende küssen kann. Sie hatte ihm jenes Glück gegeben, welches das größte ist, das Glück, das keine Ruhe kennt. Sein Leben war arm an Erfolgen. Aber jetzt fühlte er, der innere unsichtbare Mensch ist mehr als sein sichtbares Schicksal. Er fühlte es, Glück ist Hochgang der Seele, tiefste Erregung, Kampf, Leidenschaft, Flutschaum der Träume, Greifen nach Kränzen. Dieses Glück ist siegende, herrliche, jubelnde Kraft! Das stille, friedliche Patriarchenglück ist dumpfer Sumpf mit der Luft tödlicher Langweile. Glück ist Augenblick, aber nicht Dauer. Glück ist Sehnsucht, aber nicht Besitz, nicht Erreichen. Glück ist tiefstes Leid, das unter Qualen noch jubelt! Glück ist Ferne, nicht Nähe! Ein Glück, das nicht mit blutenden Flügeln sich emporgetragen hat, ist kein Glück gewesen. Alles andere Glück ist Sitzen in der stillen Krämergasse des Philistertums!

Ruhiger und kühler als der begeisterte Träumer neben ihr dachte Hedwig über das Erlebnis. Sie fühlte, daß eine Verwirrung

über sie gekommen war, die sie quälte. Sie empfand keine Reue über das, was sie getan hatte; dazu war sie der selbstherrlichen Kraft ihrer Handlungen sich zu sehr bewußt. Aber es war ihr doch der Gedanke etwas unbehaglich, daß sie sich vielleicht zu einer Unklugheit hatte hinreißen lassen. Sie war aus der jahrelangen gleichmäßigen Ruhe ihres inneren Lebens herausgeschleudert worden. Sie war sich selber untreu geworden, indem sie ihre stolzen Gefühle verleugnete. Ja, sie hatte die Jahre her oft an ihn gedacht und in jene Tage der Jugend zurückgeträumt, in denen sie ihn kennen gelernt hatte. Sie war den leisesten Regungen ihres Herzens nachgegangen und hatte sich sagen müssen, daß sie ihn immer geliebt habe und daß sie ihn dennoch von sich gestoßen habe. Wie sie auch nachsann, was sie dazu bestimmte, sie konnte sich niemals darüber klar werden. War das Gefühl des jugendlichen Lebens noch so überwältigend in ihr, daß sie die Sonne der Liebe, die in erster Morgenröte über den Himmel ihrer Seele aufglühte, noch nicht schauen konnte? War es jugendlicher Übermut, der trotzig an dem Glücke vorübereilt, das von selber kommt? War es das übermächtige Gefühl eigener Kraft, die alles nur sich und nichts dem andern verdanken will? Als sie aber dann fühlte, wie ihr Leben inmitten einer blühenden Welt kalt, einsam, duftlos und voll Bitterkeit war, da kam ihr die Sehnsucht nach seiner starken Liebe. Jetzt mußte sie schweigen und wenn sie mit tausend Zungen hätte reden wollen.

Ihr war fast traurig zu Mute. Das Glück war wieder gekommen, als ob es nicht vor zehn Jahren, als ob es erst gestern vorübergegangen wäre.

Aber jetzt wußte sie, daß das Leben zwar reich an Träumen sein kann, daß es aber arm an Erfüllung ist, daß man über ein Stückchen Erde wie auf fliegendem Pferde dahineilt und daß man mit sicherem und kühnem Griffe in die hohen Blütenzweige des Glücks hineinlangen müsse, wenn man seine Stirne mit den duftenden, schnell verwelkenden Freuden des Lebens umkränzen wolle. In der stolzen Kraft ihrer vereinsamten Seele hatte sie es verlernt, an ein Glück zu glauben. Wenn sie das Leben um sich herum betrachtete, da sah sie Glück auf Glück wie welke, von Wind und Sturm entblätterte Rosen lautlos zu Boden sinken. Sie sah, wie die Menschen in ihrer Empfindungskraft allmählich zu solcher dumpfen Schwäche kamen, daß sie nicht einmal mehr im stande

waren, einen Schmerz über das tiefe Niedergleiten ihres einstigen Sonnenglückes zu fühlen. Sie sah das Leben nur mehr in der wehmütigen Abschiedsstimmung des Herbstes. Sie fühlte es, daß der ganze tolle Mut und Leichtsinn der Jugend dazu gehöre, an die Dauer des Glückes zu glauben und daß es Gesetz der Natur sei, daß auch das Glück den bleichen Blumentod sterbe.

Aber da war jetzt doch wieder das Glück herangekommen, das Glück, das nur ein Traum ist und das doch alle begehren und das all die Tage des Lebens zu einer einzigen, alles überstrahlenden Sonne aufleuchten läßt. Wie wird es enden? Aber warum sich mit vorauseilenden Gedanken quälen? „Vorüber ist alle Not und alle Süßigkeit des Daseins.“ Ja, Rufus, wir alle leben dein Leben und unser aller Leben sinkt wie deines eines Abends müde von Träumen und Hoffnungen, genossenen Freuden und erlittenen Leiden zurück!

Herrlich leuchteten nun die Sterne am dunklen Himmel. Eine warme, milde Luft umwehte die Dahinschreitenden. Ein Hymnus freudigen Lebens, der keine Worte kennt, der tief in den Saiten der Seele ertönt und im inneren Himmel leise verhallt, lag mit schlummernden Klängen in der Stille der Natur.

Sie waren bereits in die Nähe der ersten Häuser Spalatos gekommen. „Reisen Sie wirklich noch heute ab?“ fragte er sie.

„Ja. Ich muß nach Hause. Es geht nicht anders. Und Sie?“

„Ich wollte morgen nach Ragusa. Aber es schmerzt mich, daß wir uns so schnell wieder verlieren sollen, nachdem wir uns kaum gefunden haben.“

„Scheiden wir freudig voneinander! Man kann das nicht immer im Leben. Wir haben einen schönen Tag gehabt. Seien wir damit zufrieden!“

„Ich kann es nicht so leichten Herzens wie Sie. Ich werde diesen Tag nie vergessen, aber Sie werden es können.“

„Sind Sie dessen so sicher?“

„Und doch können Sie so leichten Herzens von mir scheiden? Lassen Sie diesen Tag nicht den letzten unseres Glückes sein! Was für ein Leben liegt vor uns! Sind Sie denn so reich an Glück, daß Sie keines Freundes und keines treuen Gefährten bedürfen? Sagen Sie mir doch ein einziges Wort der Hoffnung und ich will geduldig warten, bis Ihre Sehnsucht mich ruft. Aber scheiden wir nicht so!“

Unter seinen flehenden Worten beugte sich schaudernd ihre Seele wie eine schlanke, zarte Blume, über die der Wind dahinfährt. Ja, sie wollte reden und antworten, aber nicht jetzt, nicht heute, einmal ja, einmal ja, aber nur jetzt nicht. Sie fand nicht die Kraft, alles das nun herauszusagen, was sie so lange Zeit in sich heimlich herumgetragen hatte.

Sie drückte ihm die Hand und sagte nur: „Lassen Sie uns heute ruhig voneinander gehen! Wenn es sein will, werden wir uns wiedersehen."

„Es wird sein!" erwiderte er mit aufjubelnder Freude. Er hatte in ihrer Antwort den Klang von Sehnsucht mittönen gehört.

Als sie im Hotel angekommen waren, begleitete er sie bis an die Türe ihres Zimmers. Es lag neben dem seinen. Das geheimnisvoll tätige Schicksal, das sie einst für immer zu trennen schien und Berge und Täler zwischen ihr Leben hinlegte, hatte nun zwischen den Gedanken ihrer Sehnsucht nur eine dünne Wand aufgerichtet.

„Wir sind ja Nachbarn," sagte sie betroffen über den Zufall.
„Mir ist es," erwiderte er, „als ob wir es immer gewesen wären."

„Wir müssen nun scheiden. Ich habe noch einiges zu richten und zur Abfahrt ist nicht mehr gar zu viel Zeit. Auch hat mich die Luft hungrig gemacht und ich glaube, daß selbst ein Gelehrter nicht von alten Steinen allein satt werden kann. Leben Sie wohl, lieber Herr Professor, und seien Sie fröhlich!" Und leiser, mit etwas zitterndem Klange der Stimme fügte sie hinzu: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen jemals Schmerz verursachte. Glauben Sie mir, ich möchte Sie glücklich wissen." Sie reichte ihm ihre Hand zum Abschiede. Er beugte sich nieder und küßte diese schöne, feine Hand. „Ich hätte Ihnen noch gern bei der Abfahrt Lebewohl gesagt —"

„Tun Sie das nicht! Sie wissen, ich war nie eine Freundin von langem Abschiednehmen. Nun Glück auf und ein fröhliches Wiedersehen!" Sie drückte ihm herzlich die Hand und langsam ging sie in ihr Zimmer. Einen Augenblick stand er noch vor der geschlossenen Türe, dann ging auch er in sein Zimmer. Unruhig schritt er auf und ab. So schmerzlich ihm auch der Abschied gewesen war, er fühlte eine Freude und eine jugendliche Kraft in sich, daß ihm die Welt für seinen Jubel zu enge schien. Da hörte er auf einmal ihre Stimme. Sie sang ein Lied, das sie

als junges Mädchen gern gesungen hatte. Sie hatte keine reiche Stimme, aber der wunderbar süße Klang einer feinen, zarten Seele zitterte in ihrem Tone mit. Er hörte deutlich einzelne Worte des Liedes. Er setzte sich an die Wand und lauschte.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand
— — — — — — — — — — —
Es war ein herzig's Veilchen.
— — — — — — — — — — —
Es sank und starb und freut sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch
Durch sie, durch sie, zu ihren Füßen doch.
— — — — — — — — — — —
Es war ein herzig's Veilchen."

Wie freudig sang sie dieses Lied! Ihr Herz mußte fröhlich sein!

Hätte er nur gesehen, wie ihre Augen schimmerten! Sie waren feucht geworden von Tränen des Glückes.

Sie suchte ihre Sachen zusammen und ordnete ihren Koffer. Mit einer jugendlichen Frische und gesteigerten Lebendigkeit aller ihrer Bewegungen vollführte sie die einzelnen Handgriffe. Ihr war das Lieblingslied ihrer jungen Mädchenjahre, das sie lange nicht mehr gesungen hatte, in den Sinn gekommen, sie wußte nicht wie. Sie erfreute sich selbst an dem Klange ihrer Stimme und manchmal hielt sie sogar in ihrer Arbeit inne und sang eine Stelle, als ob sie nur zum Singen da heraufgegangen wäre. Sie dachte gar nicht daran, daß er sie hören müsse. Sie dachte nicht an Zukunft und nicht an Vergangenheit, sie lebte ganz im Glücke des seligen, hochgestimmten Augenblickes. Noch einmal sang sie das Lied, sie hätte es immer und immer fort singen mögen. Endlich war sie mit dem Einpacken fertig geworden. Wie sie nun sich selbst zur Reise zurecht richtete und zu singen aufgehört hatte, da tauchte dann Gedanke um Gedanke in ihr auf und alles, was sie heute erlebt hatte, kehrte mächtig wieder. Und wie sie nun daran dachte, daß sie in wenigen Minuten dieses Zimmer verlassen und bald darauf abreisen werde und daß dann das Glück dieses Tages wieder für immer hinabsinke wie alle Träume ihres Lebens, die nicht mehr wiederkommen, da überfiel sie eine leise Wehmut und eine bange Angst, es für immer zu verlieren. Sie erinnerte sich seiner Worte, daß man das Glück festhalten wolle und daß diese Sehnsucht jedes Glück des Augenblickes so schmerzlich mache. Sie fühlte, daß sie, wenn sie auch in dem Jubel des

Augenblickes geglaubt hatte, sich mit einer einzigen Stunde des Glückes über all die grauen Tage des Lebens hinwegheben zu können, doch nicht die Kraft haben werde, nicht das Glück des Lebens in seiner ganzen, die Tage überflutenden Fülle heiß zu begehren. Sie sah das Glück der Tage nicht mehr mit den Augen der Jugend, die nicht den Schmerz, den Kummer, die Sorge, nicht den jähen Sturz der flüchtigen Stunden sieht. Sie wußte ja, wie wenig uns das Leben gibt und wie es immer nur nimmt und wie es ein unaufhörliches Verblühen ist, bis die letzte Knospe an unserem Stamme der Sturm entblättert. Eine tiefe, brennende Sehnsucht nach dem Leben, das die Träume Leben nennen, begann in ihr aufzuglühen. Aber sie selbst hatte dem Strome des Glückes Einhalt getan. Sie konnte nicht mehr zurück.

Da klopfte es leise an ihrer Türe. Sie fuhr zusammen und rief: „Herein!"

In der halbgeöffneten Türe zeigte sich der Professor.

„Sie sind es, Herr Professor?"

„Sie verzeihen schon, wenn ich es wage, die Schwelle Ihrer Türe zu betreten. Ich wollte nachsehen, ob ich Ihnen nicht irgendwie behilflich sein könnte. Darf ich?"

„Es ist zwar gegen unsere Abmachung, aber da Sie schon einmal hier sind, treten Sie nur ein. Freilich, helfen werden Sie mir nicht mehr können. Ich bin, wie Sie sehen, fertig. Leider. Denn ich hätte es wirklich zu gern gesehen, ob Sie der richtige deutsche Professor sind. Erstens sollen die überhaupt im Einpacken einfach großartig sein, zweitens sollen sie damit nie zu dem Zuge fertig werden, mit dem sie wegfahren wollen —"

„und drittens", fiel er lachend ein, „sind Sie ein arger, lieber Schelm, dem es ganz gut täte, den deutschen Professor nach dem Leben und nicht nach den „Fliegenden Blättern" zu studieren."

Sie lachte hell auf. Eine sonnige Fröhlichkeit war über sie gekommen. So gelungen war der Spaß doch nicht, daß sie durch ihn allein gar so lustig hätte sein müssen. Aber ihr Herz war so fröhlich, und so frei von jeder Erdenbedrängung hatte sich ihr Gemüt schon lange nicht gefühlt.

„Was das Studium nach der Natur anbetrifft," erwiderte sie, „habe ich ja heute ein wenig Gelegenheit dazu gehabt. Ihre Schüler hätten sich freilich sehr gewundert, ihren Professor mitten unter Altertümern neben einem ganz modernen Fräulein sitzen

zu sehen. Sie hätten allerdings nicht wissen können, daß ich auch so eine Art Ausgrabung bin und eine Beschäftigung mit mir zum Fache gehört."

„Jetzt erkenne ich Sie ganz wieder. Sie sind wirklich der alte, liebe Schelm geblieben." Er hielt ein wenig inne, dann sagte er: „Und dann bin ich noch aus einem andern Grunde gekommen —"

„Vielleicht gar, um meinen Koffer wieder auszupacken?" erwiderte sie übermütig.

„Das wäre kein so schlechter Einfall. Aber haben Sie keine Angst. Weder das Einpacken noch das Auspacken gehört zu meinen Leidenschaften. — Sie haben vorhin gesungen. Ich weiß mich noch recht gut daran zu erinnern, daß Sie dieses Lied als junges Mädchen gern gesungen haben. Das war eine schöne Zeit. Sehen Sie, mit diesem Liede im Herzen, das ich immer mit dem Klange Ihrer Stimme hörte, bin ich ins Leben hinausgegangen. Wenn ich diese Jahre her an Sie dachte und mir die ferne Zeit vorträumte, da klang am Schlusse aller meiner Erinnerungen immer dieses Lied. Es war immer das letzte, das mir gleichsam meine Träume zuschloß. Und heute, nach diesem Tage, soll ich wieder mit diesem Liede in mein gewöhnliches Leben hinausgehen? Soll wieder dieses Lied am Schlusse aller meiner Erinnerungen ertönen, wenn ich an die Stunden zurückdenke, die ich heute mit Ihnen verlebte? Nein, ein anderes letztes Wort von Ihnen wollt' ich in mir mitnehmen, wie man eine Blume sich für immer aufbewahrt. Ist sie auch verwelkt, einmal hat sie doch geblüht und das Wort, ist es auch verweht, es bleibt doch in der Seele liegen und einmal hat es doch lebendig getönt. Wir befinden uns hier inmitten einer großen Vergangenheit. Sie hat mächtig auf mich gewirkt. Aber je gewaltiger die Vergangenheit an uns sich herandrängt, desto heller, lockender und lebensfreudiger umfängt uns die goldene Gegenwart. Sie ruft uns zu, daß wir nicht an den Steinen der Vergangenheit über das entfliehende Leben und das armselige Schicksal des Menschen trauern sollen, sondern daß wir das Leben suchen sollen, wo es mutig, schön und voll freudiger Kraft und hell wie Sonne ist. Verzeihen Sie, wenn ich von diesem Gefühle überwältigt, noch einmal die Hand nach Ihnen ausstreckte. Sagen Sie mir nicht das letzte Lebewohl! Ich dürfte nicht so reden, wenn Sie mir heute nicht das Recht hiezu gegeben

hätten. Meine Träume, meine Gedanken, mein ganzes Leben soll Ihrem Glücke gehören.“

Da wollte sie ihm alles sagen, wie einsam ihr Leben sei und wie sehr sie sich nach ihm gesehnt habe und wie sie es sich nicht hätte denken können, daß er sie immer noch liebe. Aber wieder war es ihr unmöglich, zu sprechen. Wenn sie hätte still dasitzen können, mit geschlossenen Augen und ruhigen Lippen und er hätte die Worte durch ihre Seele schreiten sehen! Sie fuhr mit der Hand nach ihrem Kopfe und befühlte die Haare, als ob sie prüfen wollte, ob sie in Ordnung seien. Dann aber griff sie entschlossen nach seinen Händen und statt aller Antwort küßte sie ihn. Ihm war es, als ob er Tränen aus ihren Augen über seine Wange rieseln fühlte. Dann sagte sie endlich: „So sage ich Ihnen denn mein letztes Wort: Ich liebe dich! Ich liebe dich! Verzeihe, wenn ich jetzt über all das schweige, was ich die ganzen Jahre her für dich empfunden habe. Ich kann jetzt nicht reden. Ich werde dir alles schreiben. Da wird es besser gehen. Aber nun gehen wir. Es ist Zeit.“

Lange sah er dem Dampfer nach, mit dem sie der Heimat zueilte. Der Mond stand hoch über dem Meere und es zitterten seine weißen Lichtstreifen in den bewegten Wellen weit hinaus. Eine Weile fuhr das Schiff auf der hellen Fläche. Dann verschwand es in dem Dunkel der Nacht. Die Wogen rauschten leise an den Strand heran, die Sterne funkelten am Himmel und es lag der stille Traum des Glückes und die lebendige Gegenwart des schönen, großen und herrlichen Daseins über der Flut, wie einst in den Tagen und Nächten, da jener Rufus noch nicht das letzte Wort des letzten Tages in seiner Seele hatte aufschreien hören.

Rundschau

Weltpolitik.

In der Seeschlacht bei Tsuschima wurde die gesamte russische Ostseeflotte vernichtet. Rußland ist dadurch maritim aus dem ostasiatischen Kriege endgültig ausgeschaltet worden. Die Schwere dieses Ereignisses läßt sich nicht verkennen, allein militärisch kommt ihm nicht die Bedeutung zu, als ob Rußland sich nun zum Friedensschlusse unter allen Umständen gezwungen sähe. Es ist zwar nicht bekannt, ob es dem General Liniewitsch seit der Niederlage Kuropatkins gelungen ist, die Reste der mandschurischen Armee und ihre Nachschübe zu reorganisieren, allein man darf nicht vergessen, daß Rußland schon durch seine geographische Lage in die Möglichkeit versetzt wird, den Feldzug selbst im Falle neuer Niederlagen in die Länge zu ziehen, und damit seinen japanischen Gegner zu erschöpfen. Die Voraussetzung hiefür wäre allerdings geordnete Verhältnisse im Innern; solche bestehen aber nicht und darum ist die Anregung Roosevelts, in Friedensverhandlungen einzutreten, auch in Petersburg auf fruchtbaren Boden gefallen. Der frühere russische Finanzminister und gegenwärtige Präsident des Ministerkomitees, Witte, wird Rußland auf den in Washington zu eröffnenden Konferenzen vertreten; kein Diplomat von Fach, allein geschickt im Unterhandeln und entschlossen, unter annehmbaren Bedingungen zum Frieden zu gelangen, den Rußland braucht, um das große Werk seiner inneren Reorganisation in die Hand nehmen zu können, bevor noch die Revolution sämtliche Stützen der gegenwärtigen staatlichen Gliederung weggebrochen hat.

Man verlangt heute in Rußland stürmisch nach einem Parlament, nach Preßfreiheit und Versammlungsfreiheit, nach allgemeinem Wahlrecht und dergleichen mehr; das Hauptziel der Bemühungen der rus-

sischen Staatsmänner wird aber die Reorganisation der Verwaltung bleiben müssen, soll das russische Reich wirklich verjüngt aus der gegenwärtigen Krise hervorgehen. Es ist merkwürdig, daß noch jede Revolution sich aus Mißbräuchen einer verrotteten Verwaltung entwickelte, im weiteren Verlaufe aber das Hauptgewicht nicht auf die Neugestaltung der Verwaltung, sondern auf die Inanspruchnahme des Rechts der Gesetzgebung durch eine gewählte Versammlung legte. Daher rührt auch die Unfruchtbarkeit aller demokratischen Revolutionen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß irgend eine Versammlung behufs öffentlicher Kontrolle der Staatsverwaltung notwendig ist, allein sie ist nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Würde der russische Bauer oder Arbeiter, Gelehrte oder Fabrikant glücklicher werden, wenn er in der Form des Wahlrechtes in den Besitz eines Milliontels neugebackener Volkssouveränität gelangt? Sämtliche demokratischen Vorstellungen und alle aus dem Wunsche nach ihnen entspringenden Revolutionen legen das Hauptgewicht auf die subjektive Gleichheit, d. h. auf die Erlangung des Rechts auf den gleichen Anteil an der Regierung. Was dabei herauskommt, haben wir an der großen französischen Revolution gesehen und werden es sehen, wenn Rußland ein Parlament nach demokratischen Zuschnitt beschieert sein sollte. Abgesehen davon, daß die subjektive Gleichheit ein Phantom ist, da sie der menschlichen Natur und dem kulturellen Fortschritte zuwiderläuft, der eben gerade auf der fortschreitenden Differenzierung der Menschheit beruht, ist die Herstellung der objektiven Gleichheit, d. h. die Gleichheit der Behandlung der Bürger durch den Staat, nicht nur eine eminent praktische Forderung, sondern bildet geradezu die Voraussetzung der politischen Organisation der Gesellschaft. Wo die Rechtsprechung und staatliche Verwaltung zwischen einzelnen Klassen und Bürgern keinen Unterschied macht, dort herrscht Rechtssicherheit und wo alle Ämter jedem Fähigen offen stehen, gleichgültig, ob er in einem Palaste geboren ist oder in einer niedrigen Hütte, dort wird der Staat niemals Mangel an fähigen Beamten haben, dort können gewiße Amtskategorien nie zur Kaste werden und in jene Bureaukratie ausarten, die wir auf ihrer niedrigsten Stufe im heutigen Rußland sehen. Ein einfaches Dekret, ein Gesetz, ist allerdings nicht im stande, solche Verhältnisse über Nacht hervorzuzaubern, dazu bedarf es jahrelanger eifriger Bemühungen, den Massen die Möglichkeit geistiger Entwicklung zu sichern. Gewiß ist für Rußland heute die Verkündung der objektiven Gleichheit das Notwendigste, denn damit

würde der Rechtsboden für ein modernes Rußland geschaffen, allein man darf nicht vergessen, daß es auch not tut, die Unmasse von Schutt und Unrat hinwegzuräumen, die eine jahrzehntelange unkontrollierte Beamtenmißwirtschaft aufgehäuft hat, daß es not tut, einen provisorischen Notbau für den Staat zu errichten, der einerseits dem augenblicklichen Bedürfnisse Rechnung trägt, anderseits aber die Entwicklung einer den russischen Verhältnissen entsprechenden, dauernden Verfassung nicht behindert. Ob das Bulyginsche Verfassungsprojekt oder ein anderes verwirklicht wird, ist nicht von Belang, die Hauptsache bleibt, daß die neue Reichsduma auf jenes Gebiet verwiesen wird, auf dem allein eine gewählte politische Versammlung etwas Ersprießliches leisten kann, auf das der Kontrolle der Staatsverwaltung, und daß zweitens durch das zu verfassende Wahlgesetz Vorsorge getroffen werde, daß eine Auslese wirklich fähiger Volksvertreter möglich sei, die einerseits Repräsentanten legitimer Interessen sind, anderseits aber eben deshalb auch den Willen haben, an dem Werke der Reform mitzuarbeiten. Nur wenn man diesem Ziele möglichst nahe kommt, wird man eine Reichsduma erhalten, die die Reform fördert, und deren Mitglieder sich nicht von vornherein in theoretische Politik verlieren, statt sich mit dem Nächstliegenden und Wichtigsten, der Reorganisation der Verwaltung zu befassen. Das ist alles allerdings viel leichter gesagt als getan; wie immer und überall kann die befreiende Tat nur durch eine Persönlichkeit ausgelöst werden, die das nötige Maß von Willenskraft und Intellekt in sich vereinigt. Damit ist aber wohl der schwächste Punkt an dem heutigen Rußland berührt. Wird sich der Retter finden? Suchend irrt der Blick die ganze Reihe russischer Staatsmänner entlang und findet nirgends die Gewißheit, daß das russische Reich heute über einen Staatsmann verfügt, der der Situation gewachsen wäre.

Es ist seltsam, wie kurzsichtig zum Teil in der europäischen Presse dies russische Problem beurteilt wird. Man betrachtet es gewissermaßen als Intelligenznachweis, in den wilden Chorus einzustimmen, der jubelnd den „Sturz der Autokratie" und die „Befreiung der Völker Rußlands" verkündet. Bismarck hat in seiner klaren nüchternen Weise einmal gesagt: „Der Deutsche müsse sich erst daran gewöhnen, die Ereignisse in fremden Ländern nach dem eigenen Vorteil zu beurteilen, und danach Politik zu machen". In Deutschland und in Österreich sollte man sich an diese Lehre erinnern. Rußland ist nicht isoliert in der Welt. Es hat Beziehungen zu allen Kulturstaaten, es hat aber

auch historische Beziehungen zu seinen Nachbarn, die in der Struktur des russischen Reiches selbst begründet sind, und die deshalb selbstverständlich von einer Änderung der politischen Organisation Rußlands mit berührt werden müssen.

Die polnische Frage, die vor einem Jahrhundert die Geschichte Europas in so außerordentlicher Weise beeinflußte, indem sie verhinderte, daß den Herren der Republik Österreich und Preußen geeinigt entgegentraten, meldet sich wieder. Von einer nationalpolnischen revolutionären Bewegung ist in Rußland zur Zeit allerdings nicht viel zu spüren, allein es ist kein Geheimnis, daß die Polenführer mit Spannung auf den Augenblick warten, wo eine Verfassung ihre politischen Kräfte befreien solle. Bisher beschränken sie sich darauf, in dem allgemeinen Wirrwarr, der in Petersburg herrscht, sprachliche Zugeständnisse auf dem Gebiete der Schule zu sichern, während durch eine Art Handstreich der Beamten auf der Warschau-Wiener Bahn die polnische Sprache neben der russischen als Dienstsprache eingeführt wurde. Es mag bei den revolutionären Neigungen des polnischen Adels seltsam erscheinen, daß er sich in der gegenwärtigen Krise völlig ruhig verhält, ja dringendst von einer gewalttätigen Erhebung abrät. Eine Erklärung dafür läßt sich nur darin finden, daß die polnischen Führer für den Fall einer nationalen Revolution in Russisch-Polen über das Schicksal des Weichselgebietes völlig im Unklaren sind. Wie aus Privatbriefen, die mir vorliegen, hervorgeht, befürchtet man polnischerseits, daß Rußland auf den Besitz des Weichselgebietes keinen Wert mehr legt und es gegebenenfalls gern an Preußen überlassen würde. Es ist kaum anzunehmen, daß man in Berlin geneigt sein sollte, die Schwierigkeiten in den Ostmarken durch einen solchen mehr als zweifelhaften Landerwerb noch zu vermehren, allein in den polnischen Köpfen scheint sich diese Vorstellung einmal eingenistet zu haben, und da man nichts so sehr haßt, als die preußische Herrschaft, ist man antirevolutionär und hofft von dem „Zusammenbruche der Autokratie“ auf friedlichem Wege mehr zu profitieren, als durch eine revolutionäre Erhebung. Wie weit da die Hoffnungen der Polen gehen, ersieht man aus den Äußerungen Pantelejews in der „Slawischen Welt“ und Seroschewskis in der Zeitschrift „Unsere Tage“. Pantelejew erklärt, daß die Polen des Zartums Polen sich mit Landschaftsinstitutionen aus einer Vertretung im russischen Staatsparlament nicht zufrieden geben können. Seroschewski hatte die Wiederherstellung der Zartums Polen nach der Verfassung von 1815 gefordert, also die Personalunion mit

Rußland bei gleichzeitiger gemeinsamer auswärtiger Politik. Pantelejew bezeichnet das als unzureichend; die Formen der Personalunion seien überlebt; Polen müsse einen eigenen Reichstag und ein eigenes verantwortliches Ministerium haben und könne mit Rußland nur durch eine vom russischen und vom polnischen Reichstage zu vereinbarende Förderation verbunden sein. Mit einem Worte: die Wiederherstellung eines souveränen Königreichs Polen taucht in immer deutlicheren Umrissen am politischen Horizonte auf und da Preußen und Österreich-Ungarn ebenfalls im Besitze ehemaliger Teile Polens sind, so liegt es auf der Hand, daß diese beiden Staaten an dem Verlauf der russischen Krise mit Bezug auf die polnische Frage sehr interessiert sind.

Gegenüber diesem wenig tröstlichen Ausblick auf die Verhältnisse im Osten gewährt einigen Trost die friedliche Erledigung des Marokko-Konflikts.

Mit dem endlichen Rücktritte des früheren französischen Ministers des Äußern, Delcassé, war das Haupthindernis einer friedlichen Beilegung beseitigt. Delcassé hatte, wie nunmehr aktenmäßig festgestellt ist, die Eventualität eines Krieges mit Deutschland ins Auge gefaßt. Wie weit er dabei unter englischem Einflusse stand, schilderte in ausgezeichneter Weise Ernest Judet im „Éclair“.

Wäre die europäische Gemeinschaft — so führt Judet aus — kein leeres Wort, so hätte Europa nach der Schlacht bei Tsuschima in die ostasiatischen Händel eingreifen müssen; allein Japan besitzt in Europa einen kostbaren Verbündeten, England, dessen Egoismus stärker ist, als alle Pflichten der Solidarität der Rasse und der Religion. Solange Japan in der Weltpolitik keine Bedeutung hatte, konnte Frankreich es versuchen, gleichzeitig der Alliierte Rußlands und der Freund Englands zu sein. Später war das nicht mehr möglich. An Englands Seite mußte Frankreich eine Hilfstruppe Japans werden und überdies in Gefahr geraten, mit Deutschland zusammenzustoßen und die Schlachten König Eduard VII. gegen den König von Preußen zu schlagen. England will mit Frankreichs Hilfe die deutsche Flotte vernichten, und deshalb sucht die englische Presse die Revancheidee in Frankreich wieder zu beleben. Ein deutsch-englischer Konflikt würde aber die große Frage fälschen, vor der man in Wirklichkeit steht: Europa oder Asien! Frankreich müsse europäisch bleiben und müsse deshalb erkennen, daß die perfiden Geschenke Englands das größte Unheil bringen, Demütigungen und Katastrophen. „Wenn wir Euro-

päer bleiben wollen, dann müssen wir nur — und damit schließt Judet — die Frage stellen, in welcher Weise dies möglich sei?

Diese Frage wird sich wohl von selbst beantworten. Zunächst ist zwischen dem Fürsten Bülow und Herrn Rouvier, der Delcassé die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs abgenommen hat, hinsichtlich Marokkos ein Einverständnis erzielt worden. Die Marokko-Konferenz wird stattfinden und beschließen, was eben Frankreich und Deutschland bereits vereinbart haben. Damit ist die dunkle Wolke verscheucht, die eine Zeit lang den Himmel im Westen trübte, allein es ist nicht unmöglich, daß aus diesem „Akkord" in der Marokkofrage eine dauernde Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich herauswächst, und darin läge die passende Antwort auf die Schlußfrage Judets.

Seit länger als einem Vierteljahrhundert bildete die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches und zusammen damit der deutsch-französische Antagonismus den Ausgangspunkt aller europäischer Politik. Nach diesen Gesichtspunkten vollzog sich vor allem die Gruppierung der Mächte. Das deutsch-österreichische Bündnis, beziehungsweise der Dreibund galt als Sicherstellung der im Jahre 1871 geschaffenen Lage, die russisch-französische Entente sollte das Gegengewicht bilden, wobei auf französischer Seite allerdings immer und immer die Hoffnung durchschlug, mit Hilfe Rußlands Revanche für 1871 nehmen zu können. Die Ereignisse in Ostasien, die ungeheure Schwächung der russischen Machtstellung im Innern und nach Außen hat nun der russisch-französischen Allianz jeden praktischen Wert genommen, und Frankreich hat sich zu entscheiden, ob es allein stark genug sei, seine Interessen in der Weltpolitik wahrzunehmen, oder ob es eines Verbündeten bedürfe und an wen es sich zu wenden habe; Delcassé suchte die Anlehnung nach der englischen Seite hin. Die französischen Staatsmänner und Parteien erkannten noch rechtzeitig, daß in einem englisch-französischen Bündnisse Frankreich der gebende Teil sein würde, im Interesse einer Politik, die zum Vorteil Englands auf dem Kontinent die Kriegsfackel entzünden würde. Diese ganz richtige Empfindung war in Frankreich stark genug, um das von Delcassé gesponnene Netz zu zerreißen, und die Idee emporkeimen zu lassen, durch eine ehrliche Aussprache mit Deutschland zunächst in der Marokko-Frage eine Situation vorzubereiten, in der Frankreich die Grundlage seiner seit 1871 eingehaltenen Politik mit einer neueren, den geänderten Verhältnissen entsprechenden vertauschen könnte. Hat seit 1871 der deutsch-

französische Gegensatz Europa beherrscht, so wird in Zukunft vielleicht das deutsch-französische Einvernehmen der europäischen Politik den Stempel aufprägen. Was Deutschland und Frankreich noch trennt, sind nicht mehr materielle Differenzen, sondern Empfindungen, Stimmungen, und diese endlich zu überwinden, hieße die europäische Solidarität stabilisieren, d. h. die kontinentale. Was die Besten seit Jahren träumen, würde Wirklichkeit: der Zusammenschluß des europäischen Festlandes gegen den Osten und den Westen! Aber auch für Europa selbst würde eine solche Entwicklung der Dinge von unschätzbarem Vorteil sein. Die schwankende Stellung Italiens in der europäischen Politik, die Strömungen, die fortgesetzt seine Zugehörigkeit zum Dreibunde bedrohen und das Land in die unruhigen Bahnen einer abenteuernde, aggressiven Politik drängen möchten, alles das wurzelt in der bisherigen Stellung Frankreichs zu den mitteleuropäischen Kaisermächten, in der Möglichkeit, die Freundschaft mit Deutschland und Österreich mit einer Entente mit Frankreich zu vertauschen, d. h. mit einem Frankreich, das Deutschland bedroht. Fällt diese Voraussetzung aber, dann würde Italien sich durch eine Annäherung an Frankreich den beiden Kaisermächten nicht mehr entfremden, dann könnten die aggressiven Elemente in Italien nicht mehr mit dem Gedanken spielen, die lateinische Rasse gegen die germanische zu mobilisieren und mit Hilfe Frankreichs in Österreich und seiner Interessensphäre einzubrechen. Was würden dann auch alle Umtriebe auf der Balkanhalbinsel nützen? Nichts! Sowohl die Balkanvölker, als auch die Pforte wären nicht mehr in der Lage, wie bisher mit einem Zwiespalte unter den Mächten zu rechnen, und weil so die friedliche Reform der europäischen Türkei gesichert wäre, würde sie sich auch schneller vollziehen.

So erscheint die Lösung des Marokko-Konflikts als eine glückverheißende Perspektive. Es ereignet sich nichts auf dieser Welt, das nicht dem kulturellen Fortschritte dienen würde, auch Krieg und Pestilenz sind in gewissem Sinne Kulturfaktoren, und so darf man hoffen, daß aus den blutigen Greueln des ostasiatischen Krieges und die dadurch bedingte Kräfteverschiebung in Europa sich eine Solidarität unseres Kontinentes entwickeln werde, als eine sichere Grundlage geistigen und materiellen Fortschrittes. Wenn nicht alles trügt, ist auch die Bedeutung der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren, von der die Welt Ende Juli überrascht wurde, in dieser Richtung zu suchen.

Julius Patzelt.

Zu beiden Seiten der Leitha.

Am 8. Juli ist das Abgeordnetenhaus in die Ferien gegangen, nachdem es eine außergewöhnlich lange Session absolviert hatte. Die Diäten dürften sich in diesem Jahre bereits auf mehr als dreitausend Kronen pro Kopf belaufen, indessen versöhnt damit der Umstand einigermaßen, daß das Haus nicht durchwegs die Zeit todgeschlagen hat, daß die Bübereien der Radikalen nicht allein die Tagesordnung beherrschten, sondern man doch Zeit fand, eine Anzahl mehr oder minder belangreicher Gesetzentwürfe zu erledigen. Die Mühle klapperte nicht nur, sondern mahlte auch, nachdem durch die Auflassung der jungtschechischen Obstruktion der eigentliche Nährboden für den parlamentarischen Müßiggang beseitigt worden war. Die Schwenkung der Jungtschechen drückt auch der ganzen Session ihren Stempel auf. Bereits im vorigen Herbste waren die Jungtschechen zu der Einsicht gelangt, daß sie mit der Obstruktion auf keinen grünen Zweig kommen: ihre Obstruktionspolitik war damals bereits bankrott geworden. Es ist kein Geheimnis mehr, daß zu jener Zeit die jungtschechischen Führer an einflußreichen Stellen das Anerbieten machten, die Obstruktion aufzugeben, wenn Herr v. Koerber gehe und damit ihnen — den Jungtschechen — die Möglichkeit des Rückzuges gegeben werde. Diese Anerbietungen waren nicht allein ausschlaggebend für den Rücktritt Herrn v. Koerbers, allein sie wirkten dazu mit, und so gaben die Jungtschechen nach vollzogenem Kabinettswechsel die Obstruktion auf, trotz der Drohungen der Tschechischradikalen und obgleich sich in der politischen Lage selbst gar nichts geändert hatte. Die Jungtschechen hatten aus der Not eine Tugend gemacht und man kann nur wünschen, daß es dabei bleibe. Prognose läßt sich noch keine stellen. Eine dauernde Arbeitsfähigkeit des Reichsrates ohne Schlichtung der bestehenden deutsch-tschechischen Differenzen und ohne die Möglichkeit einer Schlichtung aller zukünftig auftauchenden läßt sich nicht denken; in dem ersten Semester des laufenden Jahres aber sind in dieser Richtung noch keine entscheidenden Schritte erfolgt, wenngleich die Regierung alles getan hat, um eine friedliche Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Tschechen in einer Reihe konkreter Fragen anzubahnen.

Stellt man alles, was die Regierung in dieser Beziehung angekündigt hat, zusammen, so ergibt sich folgendes: In der Herbstsession des böhmischen Landtages sollen Gesetzentwürfe betreffend die Sicherung

proportioneller Verteilung der Landesausschußstellen, betreffend die Organisierung nationaler Kurien und betreffend die Landtagswahlreform eingebracht werden. Ferner soll den Tschechen die innere tschechische Amtssprache in den tschechischen Bezirken Böhmens gewährt werden, während gleichzeitig die Regierung Maßnahmen treffen will, um den deutschen Beamtenstatus in Böhmen zu verstärken, damit die Dislozierung tschechischer Beamten in deutsche Bezirke aufhöre. Endlich sollen in Mähren eine deutsche und eine tschechische Universität errichtet und die tschechischen Parallelklassen von der Troppauer Lehrerbildungsanstalt als selbständige tschechische Anstalt nach Polnisch-Ostrau verlegt werden. Anderseits wurde aber auch den Slowenen die Errichtung einer slowenischen Rechtsfakultät in Laibach in Aussicht gestellt, während die italienische Rechtsfakultät in Rovereto bereits im nächsten Studienjahre aktiviert werden soll. Dies sind die gegenseitigen nationalen Kompensationen, die die Regierung ankündigt, um den nationalen Streit für einige Zeit wenigstens zur Ruhe zu bringen; die unangenehme Reversseite besteht jedoch in der zu erwartenden Steigerung der ohnehin bereits vorhandenen Überproduktion an Juristen, also in der weiteren Vermehrung des geistigen Proletariats. Mit dieser Befriedigung kultureller Bedürfnisse — wie der parlamentarisch technische Ausdruck dafür lautet — langte die Regierung jedoch nicht aus; knapp vor Schluß der Session mußte sie, um die Fortführung des Baues der Alpenbahnen zu sichern, die Verstaatlichung der Nordbahn, der Nordwestbahn, der Südnorddeutschen Verbindungsbahn und der Staatseisenbahngesellschaft versprechen. Es wird sich noch später Gelegenheit ergeben, eingehend auf dieses Thema zurückzukommen, heute sei nur bemerkt, daß von der Verwirklichung eines so weitausgreifenden Verstaatlichungsprojektes in absehbarer Zeit nicht die Rede sein kann. Der Staat steckt bereits so stark in den Investitionsanleihen, daß er eine derartige Neubelastung, wie sie die Verstaatlichung der genannten Bahnen mit sich bringen würde, nicht ertragen kann. Allerdings sind diese Bahnen jetzt aktiv, allein, da man bei ihrer Verstaatlichung auch ihre Tarife herabsetzen würde, würde sich ein Ausfall ergeben, der das Erträgnis unter den Bedarf des Zinsendienstes herabdrücken könnte. Zweitens wäre es eine Torheit, die Nordbahn vor Fertigstellung des Donau-Oderkanals, also zu einem Preise zu übernehmen, in dem sich die Konkurrenz des Kanals noch nicht geltend macht, ebenso ungeschäftsmäßig wäre es aber auch, gleichzeitig mit der Staatseisenbahngesellschaft deren Konkurrenzbahn, die Nordwestbahn, zu ver-

staatlichen; auch die wird nach der Verstaatlichung der Staatseisenbahn billiger zu haben sein. — Polen und Tschechen sind indessen durch das Versprechen beruhigt worden, die Alpenbahnkredite passierten anstandslos das Haus und selbstzufrieden trennten sich die Volksvertreter, ohne sich darüber Skrupeln zu machen, daß das Haus und seine Parteien es in der letzten Woche der Session glücklich fertig gebracht hatten, sich in der ungarischen Frage in nicht gutzumachender Weise bloßzustellen.

Kurz nach den letzten allgemeinen ungarischen Wahlen war über Antrag des Abg. Derschatta im österreichischen Abgeordnetenhause ein Ausschuß eingesetzt worden, dem es obliegen sollte, dem Hause Anträge über die Neuregelung des Verhältnisses zu Ungarn zu unterbreiten. Wochen-, monatelang hörte man von diesem „Derschatta-Ausschusse" nichts, bis er endlich zu einer Sitzung einberufen wurde, als der ungarische Ministerpräsident Baron Fejervary sich weigerte, die Quote ab 1. Juli d. J. neuerdings auf ein Jahr durch eine kaiserliche Verordnung festlegen zu lassen, wohl aber erklärte, sie stillschweigend in der bisherigen Höhe weiterzuzahlen. Die österreichische Regierung hatte diesen Modus akzeptiert und der Derschatta-Ausschuß sollte sich nun darüber äußern. Alle Welt erwartete eine Tat. Die weisen Männer setzten sich zusammen und — wählten ein Subkomitee, das dann auch glücklich von vornherein die Sache auf eine falsche Bahn brachte. Dem Komitee standen zwei Wege offen. Wer sich auf den Standpunkt stellte, daß vor allem die Erhaltung des Dualismus anzustreben sei, der mußte die Haltung der Regierung billigen, weil dadurch, wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch die finanzielle Grundlage des Dualismus erhalten würde, ohne daß Österreich seiner künftigen Stellung präjudizierte und sich stärker als Ungarn band. Wollte man das aber nicht, und war man der Meinung, daß je eher desto besser die Trennung von Ungarn herbeizuführen sei, dann bot die Erklärung Fejervarys die Handhabe, in diesem Sinne einzugreifen und dem Hause vorzuschlagen, daß es sich hinsichtlich des österreichischen Anteils an den gemeinsamen Ausgaben auf sein selbständiges Gesetzgebungsrecht zurückziehe, daß die Zolleinnahmen nicht mehr an das Reichsfinanzministerium abzuliefern seien, sondern ein entsprechender Betrag für Armee und diplomatischen Dienst auf das österreichische Budget übernommen werden möge. Auf jeden Fall mußte man aber trachten, zu einer einmütigen Stellungnahme zu gelangen. Das geschah aber nicht, ja es geschah noch weniger. Ein Teil des Komitees pflichtete der

Regierung bei, ein anderer aber glaubte radikaler auftreten zu müssen. Da er sich aber fürchtete, radikal zu handeln, kam die monströse Idee zu Tage, die Regierung durch ein besonderes Gesetz zu ermächtigen, das zu tun, was sie ohnehin tun wollte, nämlich die Quote weiterzuzahlen. Aus den langen Debatten im Komitee und im Ausschusse hatte man nicht entnehmen können, was durch dieses Gesetz bewirkt werden sollte. Wäre dadurch die Position Österreichs in der dualistischen Krise besser geworden? Nein! Man erinnert sich da an den bitterbösen Humor mit dem Dickens in seinen „Harten Zeiten" die „Nationalaschenfieber", nämlich die Parlamentarier behandelt. Das englische Parlament hatte sich einmal standhaft geweigert, eine Erhöhung der Taxe auf Leder zu bewilligen. Die Regierung wußte sich zu helfen; wenige Tage darauf fordert sie eine Erhöhung der Taxe auf „gegerbte Felle" und freudig stimmte das Haus zu. — Derlei Sinnlosigkeiten kommen im parlamentarischen Leben öfter vor als man glaubt. Weil das „Ermächtigungsgesetz" im Komitee ursprünglich von radikaler Seite beantragt worden war, hielt man es für etwas Radikales und so versteiften sich die biederen Volksvertreter darauf, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß ein solches Gesetz überflüssig sei. Mit einer Stimme Majorität siegte schließlich im Ausschusse eine Resolution, die die Erklärung der Regierung zur Kenntnis nahm und der Weiterzahlung der Quote unter der Voraussetzung beipflichtete, daß die Einheit der Armee gewahrt bleibe. Allein der Streit um des Kaisers Bart hatte dem Derschatta-Ausschuß bereits den Lebensfaden abgeschnitten; zu der Resolution fand sich kein Referent und nachdem am nächsten Tage Abg. Derschatta die Obmannstelle des nach ihm benannten Ausschusses niedergelegt hatte, konnte auch kein neuer Obmann gewählt werden, da sich von den 48 Mitgliedern des Ausschusses nur ganze sechs für diesen Akt interessierten, d. h. wenigstens zur Sitzung erschienen. Deutlicher konnte die Aktionsunfähigkeit des österreichischen Parlaments in der Frage des Dualismus wohl nicht demonstriert werden.

Ihr Schwerpunkt liegt nach wie vor in Budapest. Die Verhandlungen, die Baron Fejervary im Laufe des Juni neuerdings mit den oppositionellen Führern eröffnet hatte, endeten ergebnislos und nach der Audienz, die Baron Fejervary anfangs Juli beim Kaiser in Ischl hatte, wurde offiziös verlautbart, daß bis zum Ende des Sommeraufenthaltes des Kaisers die Entwirrungsversuche ruhen sollen. Erst nach den Kaisermanövern, also Mitte September, wenn auch der un-

garische Reichstag wieder versammelt sein wird, werden die Verhandlungen mit der Opposition wieder aufgenommen werden. Ruhen wird die Entwicklung der Dinge inzwischen allerdings nicht, es ist zwar die Bewegung nur im Lager der Opposition zu spüren, wo man den passiven Widerstand organisiert, d. h. bemüht ist, die autonomen Behörden zu insurgieren. Gleichzeitig vollzieht sich auch eine Abbröckelung in allen Parteien zu Gunsten der Unabhängigkeitspartei, so daß die Möglichkeit einer Konsolidierung aller, d. h. auch der in der Opposition vertretenen Elemente, die noch auf der Basis des 1867er Ausgleichs stehen, immer mehr entschwindet, zumal da auch die zu erhoffende gute Ernte dazu beitragen wird, die Opposition zu stärken. Alle Anzeichen lassen also darauf schließen, daß die ungarische Opposition und in ihr die Unabhängigkeitspartei im Herbste sich in einer wesentlich stärkeren Situation gegenüber der Krone befinden wird, als beim Abbruche der letzten Verhandlungen.

Besprechungen und Notizen.

O. Criste. Feldmarschall Johannes von Liechtenstein. Herausgegeben von der Gesellschaft für neuere Geschichte in Wien. In Kommission bei L. W. Seidel & Sohn, Wien, 1905. Preis: 25 Mark. — Der neugegründete Verein, welcher sich zum Zweck gesetzt hat, biographisches Material, das noch vielfach unbenutzt ist, aus Privatarchiven zu sammeln und herauszugeben, hat sich zum ersten Male mit Cristes Prachtwerk über Fürst Johannes von Liechtenstein, den Großvater des derzeit regierenden Fürsten, betätigt. Die „Biographie" — so nennt der Verfasser sein Werk — ist eigentlich ein gutes Stück österreichischer Geschichte, denn Fürst Johannes stand durch geraume Zeit als tapferer Reiterführer bei allen wichtigen Kriegsaffären Österreichs im Felde und kämpfte nicht nur mit Todesverachtung in den vordersten Reihen, sondern spiegelte auch als feiner diplomatischer Beurteiler und Beobachter in seiner regen Korrespondenz die jeweiligen Stimmungen und Gesinnungen wieder, welche bedeutsame geschichtliche Geschehnisse seiner Zeit begleiten. Schon 1788, also noch unter Kaiser Josef II., war er im Kriege Österreichs gegen die Pforte als Rittmeister vor dem Feinde; wir finden ihn dann in den Niederlanden (1793) und in der Schlacht an der Trebbia (1799), in der er durch seine blitzartige Kavallerieattacke Österreichs Sieg entschied; in den Kriegsjahren 1800 und 1805, endlich in den blutigen Schlachten von Aspern und Wagram (1809) stand er auf dem wichtigsten und gefahrvollsten Posten. In der Schlacht von Aspern verbrachte er die Nacht vom 21. auf den 22. Mai, in den Mantel eines Gemeinen gehüllt, auf dem bloßen Ackerboden in nächster Nähe feindlicher Pikettes. Nur drei Stunden der Ruhe gönnte er sich hier, nachdem er mit seinen stürmischen Reiterscharen am Vortage die Kürassiere

des Generals Espagne, die Kerntruppe Napoleons, zersprengt hatte. Am 22. war es wieder sein die Soldaten befeuernder und hinreißender Mut, der die letzten Anstrengungen des gewaltigen Korsen um die Palme des Siegs zunichte machte; er selbst erhielt einen Kopfhieb, der die Metallhülse seines Federbusches verbog und verlor zwei Pferde, die ihm unter dem Leibe niedergeschossen wurden. Im Armeebefehl vom 24. Mai hob denn auch Erzherzog Karl die hohen Verdienste des tapferen Reitergenerals eigens in gebührender Weise hervor. Nach der für Österreich so verhängnisvollen Schlacht von Wagram und dem Rücktritte des Erzherzogs Karl zum Kommandierenden der Armee ernannt, entledigte er sich der ihm übertragenen schwierigen Friedensmission mit großem diplomatischen Verständnis, worauf er sich vom Schauplatze der Öffentlichkeit endgültig zurückzog, um sich ganz seiner Familie und der Verwaltung seiner weitausgedehnten Güter zu widmen. Er schuf unter anderem die herrlichen Parkanlagen und Gärten von Lundenburg, Aussee in Mähren und Eisgrub und restaurierte, von den pietätvollen Ideen der Romantik erfüllt, die Burgen Liechtenstein, die Stammburg seines Edelgeschlechtes, die er 1807 gekauft hatte, Thernberg, Greifenstein und Seebenstein; der landschaftliche Reiz von Mödlings Umgebung, dessen Berggelände er aufforsten ließ, ist im wesentlichen auch sein Werk. Am 30. April 1836 starb er, 77 Jahre alt, nachdem er von seiner hochsinnigen Gemahlin, der Tochter des Landgrafen Egon Fürstenberg-Weitra, und seinen Söhnen rührenden Abschied genommen hatte. Das Werk Cristes, ausgestattet mit künstlerisch vollendeten Heliogravüren, die nach Bildern der Liechtensteinschen Gemäldegalerie zum größten Teile hergestellt wurden, erweist, wie viel sich für geschichtliche Erkenntnisse durch die Benutzung der Privatarchive hervorragender Geschlechter gewinnen läßt. Dr. Karl Fuchs.

Dr. Karl Wotke. Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias. (30. Band der „Monumenta Germaniae Paedagogica".) Berlin, A. Hofmann & Komp., 1905. — Der Verfasser hat sich die große Mühe nicht verdrießen lassen, das Reformwerk der großen Kaiserin Maria Theresia, soweit es die „Lateinschule" Österreichs betrifft, aktenmäßig in seinen Wurzeln und seiner vielbehinderten Durchführung zu verfolgen. Er geht von den Spuren aufgeklärter Ideen, die sich bereits 1735 unter Kaiser Karl VI. zeigen, aus und zeigt hernach, wie Gaspari und P. Gratian Marx die von den Piaristen propagierten Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes, insbesondere die Einführung von Realien (Geographie, Naturwissenschaften) in den Studienplan, im Gegensatze zu den Jesuiten allgemach zur Geltung bringen und wie von 1775 an, nachdem der Jesuitenorden in Österreich aufgehoben worden war, die Neuorganisation der Schule durchgreift und dadurch der Grund für alle Weiterentwicklung derselben bis zum heutigen Tage gelegt wird. Die „Erläuterungen", welche der Wiedergabe des überreichen archivalischen Quellenmaterials vorausgehen, bilden den kritischen Wegweiser zu der Menge von Erlässen, Verordnungen und Instruktionen, welche die einzelnen Phasen des kulturhistorisch so hoch interessanten Prozesses bezeichnen. Es sind zum Teile ganz moderne Gedanken, die von den energischen Reorganisatoren auf die Bildfläche gebracht werden, so z. B., wenn P. Marx in seinem Inspektionsberichte tadelt, daß in den Jesuitenschulen der philologische Unterricht sich lediglich auf die Formen der Sprache erstrecke, ohne Sacherklärungen auf Grund der Kunde römischer und griechischer Altertümer zu bieten.

Wotke subsumiert auch die auf die Schulreform sich beziehenden Maßnahmen der Kaiser Josef II. und Leopold II. unter sein Thema, und zwar mit dem Rechte, da selbe nur als Fortsetzung des so kraftvoll begonnenen Werkes erscheinen. Der Verfasser kündigt an, daß in einem zweiten Bande die Schulordnungen der Franziszeischen Zeit demnächst behandelt werden. Sein Unternehmen, im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte durchgeführt, dessen rührigem österreichischen Zweigvereine der Verfasser angehört, muß sicherlich als ein wichtiger Beitrag zur deutschen und österreichischen Kulturgeschichte gewürdigt werden.

Dr. Karl Fuchs.

Berta von Suttner. Briefe an einen Toten. Siebente Auflage. Dresden, 1905. E. Pierson. — Ich kenne kein Buch, das mir eine so weihevolle, heilige Stimmung gegeben hätte, wie dieses. Es ist ein Grabdenkmal von erhabener Einfachheit. Die Künstlerin, die es gemeißelt, heißt: Liebe. Nicht jene, die im stürmenden Jugenddrang sich jauchzend dem Geliebten an die Brust wirft, die an der Bahre verzweifelt. Es ist die Liebe, die ein Menschenalter lang zwei Edle verband, das „Liebkosen von Seele zu Seele“, das kein Ende findet, ehe nicht beide gestorben. Das Wort ist längst entweiht, der Begriff verfälscht worden. Oder war es immer so? Ist unter den vielen Ringen, die man glückselig am Finger betrachtet, einer echt? — Die „Friedens-Berta“, die „Gute Dame“! Wenn einer von den Lästerern diese „Briefe an einen Toten“ lesen wollte, er könnte wieder beten lernen zu dem einen Gott, den keine Konfession der andern als Götzen schmäht.

Menschlichkeit und Menschentum — keins dieser Worte genügt für den Begriff des Höchsten. Sie riechen nach Sansculottenmoral. „Edelmensch“ — das Wort hat die Suttner geprägt. Gewiß gibt es eine Seelenaristokratie. Sie hat zahlreiche Stufen, die nach oben immer leerer werden. Die Edelmenschlichkeit ist der reale Gipfel unseres Lebens. Das Menschentum hält sich unten und macht sich Götter aus Stein und Erde. Das Edelmenschentum schreitet hinauf und ist sich selbst Religion. Es ist die Schönheit der Seele, in der sich Liebe, Güte und Wahrheit zu einem Ideale vereinen. Und wenn sich zwei finden, dann ist eins dem andern Offenbarung, dann lernt eins im andern sich selbst verstehen — Edel-Liebe.

Karl Huffnagl.

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.